



Nr. 12.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsverzeichnisse
unter Nr. 1694 e eingetragen.

Berlin, den 21. Dezember.

Abonnementpreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1889.

Inhalt: Das Nachtlager. Ein Bild aus dem Osten. Von Hermann Sudermann (Fortsetzung). — Die österröichische Judenfrage und der Panislawismus. Von B. W. — Ein Räublied auf die französische Revolution. Von Arthur Klein Schmidt. — Kosmogonie. Von Marie von Ebner-Eschenbach. — Heroica. Von Carl Bleibtreu (Fortsetzung). — Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Studie von Dr. Viman. — Die Charakterzüge der französisch-schweizerischen Literatur. Von Carl Spitteler. — Die Robefrantheit Juliana. Von Dr. Carl Lange. — Ludwig Angenrüber. Ein neues Totengespräch. Von J. M. — Kleine Kritik.

Das Nachtlager.

Ein Bild aus dem Osten.

Von
Hermann Sudermann.

(Fortsetzung.)

„So erzählt!“

Und er erzählte, leise, den Kopf zu uns herübergeneigt, damit jene ihn nicht verüünden. — Vierzehn Tage seien es her, da sei des Abends eine litauische Magd in das Schankzimmer gekommen, bleich und krank und elend — und fast zusammenbrechend unter der Last des Bündels, das sie auf der Schulter trug, und einer anderen Last, welche sie noch schwerer niederdrückte. Sie habe um Nachtlager gebeten, und er, obgleich er wohl sah, was ihr fehlte, habe sie nicht von der Schwelle weisen wollen um des eigenen Weibes willen, das ja auch seiner schweren Stunde entgegenginge. Und — wie stets, wenn von seiner Frau die Rede war — sprach er die letzten Worte schein und beklommen, als müsse er mit Gewalt ein Geständnis von seiner Brust loswinden.

Aber in der Schenke, so fuhr er fort, hätten ein paar Kätner aus dem Dorfe gefessen, die wären auf das arme, erschöppte Wesen, das ganz still hinter dem Ofen kauerte, aufmerksam geworden und hätten gefragt: „Ist das nicht die Mare Anduszis, die weggelaufene Tochter von dem verstorbenen Anduszis?“ Und dann hätten sie ihr die Frage ins Gesicht wiederholt. Sie aber habe zu weinen angefangen und erzählt, sie sei drüben aus dem Russischen per Schub über die Grenze gebracht worden, um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trüge, und nun sei sie in die Heimat gekommen, damit das Kind in der Heimat geboren würde!

Da seien die Kätner wütend geworden, daß sie Mutter und Kind als ortsarm auf Dorfes Kosten zu pflegen gehalten sein würden, und hätten die arme Magd mit Knütteln über die Feldmark gejagt, damit das Kind auf einem andern Ge-

biets geboren würde. Seine Rachel — er zuckte zusammen — habe mit erhobenen Armen gefleht, sie zu schonen, und hinterher seien ihr die Thränen nur so über die Backen geflossen; denn sie habe ein gutes Herz, seine Rachel.

Aber die Grausamkeit sei den Kätnern von wenig Nutzen gewesen; denn als er am nächsten Morgen zu seinem Heuschaber gegangen sei, habe er daselbst, in rotbunte Lappen gehüllt, das kleine Gekribbel liegen gefunden, dasselbe, das wir im Bactrog gesehen.

Die Mutter aber sei fortan verschwunden gewesen.

Die Wit im Dorfe sei nun erst recht losgebrochen. Zu erst habe man dem kleinen Dinge einfach den Hals undrehen wollen; das habe aber seine — die Rachel nicht zugelassen. Dann habe man beschlossen, es zur Nacht ins nächste Dorf zu tragen und dort dem Schulzen auf die Schwelle zu setzen; aber auch das sei nicht gelungen, weil die Träger sich schon vorher sinnlos betrunken hätten.

Und nun läge es hier, und keiner wüßte, was mit ihm anfangen.

Wer ihm denn Nahrung gegeben hätte?

Die Rachel — so gut man mit Fenchel ein Kind eben nähren könne; denn Milch gäbe es nicht im Hause und auch weit und breit nicht.

„Und wißt Ihr denn nicht, daß das Kind am Verhungern ist?“

Er zuckte die Achseln. „Solange die Rachel noch —“ er hielt plötzlich inne und versuchte ein unbefangenes Gesicht zu machen, wobei er mit seinen kranken Augen vor sich niederschwankte, wie ein struppiger Dachs, der das Licht nicht vertragen kann.

„Zum Teufel, was habt Ihr mit Eurer Rachel?“ fuhr mein Freund ihn an, „Ihr macht ja, als träte man Euch auf die Hüneraugen, sobald Euch ihr Name in den Mund kommt.“

„Was soll ich haben mit meine Rachel?“ beteuerte Rosenzweig, beide Hände auf die Brust legend, — „nichts soll ich

haben mit meine Rachel, — will ich verkrümmen und ver-
schwarzen, wenn ich soll haben was mit meine Rachel!“

Und er wand sich wie ein Gewürm unter den Blicken,
mit denen mein Freund ihn fixierte.

Schließlich winkten wir ihm, sich zu entfernen, und so schnell
seine kleinen, krümmen Beine ihn trugen, schlüpfte er zur Thür
hinaus.

Mit mäßigen Appetite würgten wir die Speisen herunter,
die durch das ranzige Gänsefett einen widerwärtigen Bei-
geschmack erhalten hatten.

Dann traten wir ins Freie, um unter dem purpur flam-
menden Abendhimmel, beim Gezirpe der Heimchen, schweigend
und nachdenklich unsere Cigarren zu rauchen.

Das arme, elende Geschöpfchen in dem Bactrog drinnen,
zwischen dem Branntwein und den Pflaumen, wich mir nicht
aus dem Kopfe.

Wie konnte Natur so grausam sein, einem Menschen-
wesen zum Dasein zu helfen, wenn sie ihm nicht einmal soviel
mitgeben wollte, wie ein räudiger Hund sein eigen nennt? —
Jede hungrige Bestie findet, wenn sie zur Welt kommt, ein warm-
gepolstertes Lager und einen nährenden Mutterbusen, und die-
sem Menschenfunde sollte kein Anrecht darauf gegeben sein?

Und schließlich — was kann aus diesem Menschenfunde,
wenn es sich durchhungert, mehr werden, wie eine hungrige
Bestie?

Ich wühlte in meiner Phantasie, denn ich wollte schauen
das, was kommen mußte; aber dick und bleiern wie die Nebel,
welche die Heide braute und mit feuchtem Hauche dichter und
dichter um uns zusammentrieb, lag ein Vorhang vor meinem
Blicke.

„Was starret Du vor Dich hin?“ sagte mein Freund,
„wir können an dem Schicksal des armen Wurmes nichts mehr
ändern. Du hast wohl manchmal einen nackten, jungen Spatz
gesehen, der aus dem Nest gefallen war und nun im Sande
elendig verenden mußte, ohne daß die werthtätige Liebe sämt-
licher Kleinkinderbewahranstalten im Stande gewesen wäre, ihm
Hilfe zu bringen. Solch ein armer, nackter Spatz ist jener
Bactrogbewohner.“

„Und giebt es keine Hilfe mehr?“

Er zuckte die Achseln. „Rasch müßte sie kommen, diese
Hilfe, — Muttermilch müßte geschafft werden; — aber diese
saubere Dorfgenossenschaft will ja das Kind mit Absicht ver-
hungern lassen!“

„Du glaubst?“

„Ich glaube nichts, — ich weiß. Und schließlich — ist
es nicht am besten so? Was meinst Du wohl, was dieses
Kindes Schicksal sein würde, wenn es am Leben bleibt?“

„Und wenn Rosenzweig sich seiner annimmt! Er und
sein Weib haben ja bisher ein Herz dafür gehabt, warum sollten
sie nicht auch ferner Mitleid walten lassen?“

„Das wäre ein Gedanke,“ sagte mein Freund; „aber die
Leute sind so arm, so arm! — Du glaubst nicht, wie hart die
Armut macht.“

„Aber wir könnten ja sammeln, den Frauenverein inter-
essieren, den Leuten mit Geld unter die Arme greifen.“

„Das versteht sich,“ sagte mein Freund; „aber vor allem
ist Milch von nöten, Muttermilch.“

Als wir wieder in den Hausflur traten, sahen wir beim

Scheine des Herdfeuers unsern Wirt, der in größter Erregung
hin und her lief, sich in den zottigen Haaren wühlte und he-
bräusche Worte dazu babbelte.

„Es scheint fast, als ist der vornehme Besuch ihm in die
Krone gefahren,“ raunte ich meinem Freunde zu.

„Kann wohl sein,“ meinte er, „obwohl noch irgend etwas
im Hintergrunde steckt.“ Dann rief er: „Rosenzweig!“

Rosenzweig fuhr zusammen wie vom Blitze getroffen, dann
sah er sich wild nach allen Seiten um, als wollte er wieder
einmal Reißaus nehmen; da aber die Küche keinen anderen
Ausgang bot, als die Thür, in welcher wir standen, so ergab
er sich in sein Schicksal und trat — oder kroch vielmehr —
zu uns heran.

„Rosenzweig,“ sagte mein Freund, „uns interessiert das
kleine Ding da drinnen. Ihr habt es aufgenommen, Ihr wer-
det es nicht umkommen lassen. Wißt Ihr vielleicht eine Frau
hier oder im Dorfe, die im Stande wäre, ihm noch diese Nacht
Nahrung zu geben?“

Rosenzweig starrte ihn mit seinen roten Augen geängstigt
an, dann goß er einen Schwall von Schwüren und Beteue-
rungen über uns aus: er wisse niemanden — Gras solle
wachsen vor seiner Thür, wenn er nicht spräche die reine Wahr-
heit; die Rachel würde vielleicht wissen, — aber die Rachel, —
Gott, der Gerechte und Ewige soll es bezeugen, — die Rachel
sei über Land.

„Wie kommen aber die vielen Weiber in Euer Haus,
Rosenzweig?“

„Weiber, — Gott, — welche Weiber?“

„Deren Stimmen wir vorhin in der Küche hörten, —
leugnet doch nicht unnötigerweise!“

Ja, nebbich, — das wären das Weibchen, und die Esther
und die Sarah, — Verwandte von seiner Rachel, — die
wären gekommen, nach der Wirtschaft zu sehen, hätten aber
längst wieder das Haus verlassen.

Um ihn auf der Stelle Lügen zu strafen, erhob sich in
diesem Augenblick von den Hinterräumen des Gebäudes her
ein Gewir von mauschelnden Frauenstimmen.

Rosenzweig wand sich wie ein Kal unter dem Messer,
und dann schoß er plötzlich an uns vorüber und verschwand.

Lachend und kopfschüttelnd sahen wir ihm nach. Ich
konnte den Gedanken an einen Verbrecher, der vor der Ent-
deckung zittert, nicht los werden, und sagte es dem Freunde.

„Aber was sollte der Sammerlappen wohl verbrochen
haben?“ erwiderte er. „Seine Angst kommt jedesmal zum
Durchbruch, wenn von seiner Rachel die Rede ist. Wahr-
scheinlich hat sie sich, mit ein paar Ellen Spitzen um den
Leib gewickelt, über die Grenze geschlichen in der Voraus-
sicht, daß man sie, wie sie sich augenblicklich präsentiert, nicht
visitieren werde. Aber wozu uns über Dinge den Kopf zer-
brechen, die uns nichts angehen. Laß uns lieber nach unserem
nackten Sperling sehen.“

Als wir den Schenkraum betraten, fanden wir den hin-
teren Teil desselben von der Flamme eines Talglichts, das auf
dem Boden eines umgestülpten Branntweinnmaßes festgeklebt war,
matt und schläfrig erhellte. Der vordere Teil, dort, wo die
Thür und der riesenhafte Ziegelofen sich befanden, lag im
Dunkel vergraben, denn der Schein der Kerze war nicht stark
genug, bis hierher vorzudringen.

Die Besucher hatten bis auf drei die Schenke verlassen. Diese — rohe, grobknochige Gestalten — hatten es sich rings um das Talglicht bequem gemacht, schrieen aufeinander ein und schlugen mit Fäusten und Ellenbogen auf den Tisch.

Der eine wies wiederholt nach dem Ladentische auf die Richtung des Bactroges hin und schrie lauter als die anderen.

„Pst,“ flüsterte mein Freund mir zu, „sie scheinen von dem Kinde zu reden.“

Er schlich sich auf den Beheuspitzen nach der Bank, welche das plumpe Gewiert des Ovens umgab; ich folgte ihm, und dann hörten wir, was die Männer miteinander beratschlagten.

„Daß wir vom Vormundschaftsgericht verurteilt werden, die Kröte großzuziehen,“ schrie der erste, ein Mann mit einem dicken, von Branntwein geröteten Gesichte und einem kurzen, dunkeln Barte, der ausfah wie eine schwarze Binde, die um die Kiefern geschlungen war, „das steht so fest, wie der Herrgott. Das schlechte Frauenzimmer, die Mutter, wird sich nicht wieder blicken lassen, und hernach können wir zusehen, wie wir auf die Kosten kommen. Am Ende wird mir, als dem Schulzen, noch die Schuld zugeschoben, daß ich den Balg nicht zeitig genug aus dem Wege gebracht habe, — als ob ich, die königlich preussische Obrigkeit, dazu da bin, kleine Kinder abzumurksen. — Ich bin die königlich preussische Obrigkeit, das bitt' ich mir aus.“ — Er trommelte mit beiden Fäusten auf den Tisch, seine Herrscherwürde zu bekräftigen, und der zweite, der rechts von ihm saß, ein langer, dürrer Kerl mit einem kleinen, listigen Gesichte, welches zusammengeschrumpft war wie das eines alten Weibes, nahm das Wort.

Er sprach mit dem Munde nach den Ohren seiner Kumpare geneigt, und glaubte die Stimme zu dämpfen, wiewohl sie in ihrem hohen, heiseren Klange den ganzen Raum durchgellte.

„Ich weiß ein Mittel,“ jagte er, „das alle Dörfer zwei Meilen ringsum anwenden, wenn sie solche Dinger aufgehakt kriegen. In * * *“ — hier folgte der Name eines Dorfes, den ich nicht verstand — „wohnt die Else Preischat, die nimmt Ziehkinder in Pflege.“

Die andern beiden brachen in ein lautes Gelächter aus. „Da sollen wir wohl zwei Thaler monatlich an Verpflegungskosten zahlen?“ rief der erste. Und der dritte, der seine Mütze tief ins Gesicht gezogen hatte, und dessen finstere, verwogene Augen wie Kohlen aus dem Schatten hervorglühten, setzte hinzu:

„Die Else Preischat ist wohl Deine Verwandte, oder zahlt Dir was für Deinen Kat —“

„Hört mich doch an,“ fuhr der zweite ruhig fort, und sein Gesicht schien immer kleiner zu werden. „Die Else Preischat ist weder meine Verwandte, noch zahlt sie mir was für meinen Kat; aber sie ist eine kluge Frau. Sie hat schon an die fünfzig Kinder in Pflege gehabt und — keines ist groß geworden.“

Eine Pause entstand. Ein jeder schien zu überlegen.

„Und was nimmt sie dafür?“ fragte der Schwarzbärtige, der sich „königlich preussische Obrigkeit“ titulierte.

„Das ist je nachdem,“ meinte der Mann mit dem kleinen Gesichte, „zehn Thaler — oder zwanzig Thaler; denn der Weg zum Himmel ist schwer zu finden, steht im Gesangbuch.“

„Und die Begräbniskosten?“ jagte der Schwarzbärtige wieder.

„Die muß das Dorf zahlen.“

„Das geht nicht an,“ erwiderte jener und griff mit zwei Fingern ins Licht hinein, um es zu schneuzen. „Die kluge Frau ist zu teuer für uns. Ihr schlagt mich zum Krüppel, wenn ich soviel Geld von Euch fordere. Ich bin die Obrigkeit, ich muß das wissen.“

„Geh Du mit Deiner Obrigkeit, Du Schafskopf,“ jagte der dritte, der mit den glühenden Augen, und schob die Mütze bis auf die Nase hinunter, „ich werd' Euch sagen, was wir thun müssen. Das Ding lebt — vorläufig hat's der Jude; er soll's behalten, so lang's ihm Spaß macht, und wenn er Ziehkosten fordert, lachen wir ihn aus; denn keiner hat's ihm aufgetragen. Prozeßieren kann er nicht, weil er kein Geld hat, den Vorschuß zu zahlen. Also wäre fürs erste geforgt.“

Der Schulze brach in ein beifälliges Brüllen aus, und der Listige meinte vorsichtig: „Aber — wenn er es eines Tages nicht mehr will?“

„Dann nehmen wir drei es abwechselnd in Pflege und lassen uns vom Dorfe soviel bezahlen, wie wir gerade kriegen können, — immer in kleinen Posten, damit sie's nicht merken; Du, als der Schulze, mußt es einfassieren.“

„Das läßt sich hören,“ meinte der Listige, „wenn wir zusammenhalten, können wir unsern Schnitt dabei machen.“

„Hört mich weiter,“ fuhr der Redner fort, „bis er vierzehn Jahre alt ist, dürfen wir das Pflegegeld erheben; aber schon vom siebenten an werden wir den Jungen gehörig anspannen können, so daß er sich Essen und Trinken selber verdient.“

„Bei mir soll er Lehm graben,“ jagte der Schwarzbärtige.

„Ich werd' ihn — ich weiß schon, was ich werd' —“ jagte der Listige und lächelte verschmigt.

„Und ich weiß auch, was ich werd',“ rief der dritte, und seine Augen loderten aus dem Dunkel wie die einer Hyäne. „Mir fehlt, wenn ich nachts ausgehe, schon lange einer, der die Kosaken auf falsche Plätze bringt, während die andern die Waren über den Grenzgraben schaffen. Er muß gerade da hervorkommen, wo die dummen Kerls ihn sehen können, und wenn sie ihn anrufen, muß er davontlaufen, sich aber doch schließlich einfangen lassen. Es will sich nicht leicht einer dazu hergeben, denn es ist ein gefährlicher Posten, und wenn einem nicht 'ne Kugel durch die Knochen preißt, wird man hernach halbtot geschlagen. Dazu werd' ich mir ihn aussuchen, und wir alle werden den Vorteil davon haben.“

In diesem Augenblick fing das kleine Wesen im Bactrog, als wollte es Protest erheben gegen das schändliche Schicksal, das ihm hier bereitet ward, mit schwacher, kläglichem Stimme zu winseln an, wie ein junger Hund, der aus der Lagerstatt gefallen ist.

Ich ballte die Fäuste. Mir war, als müßte ich auf der Stelle diesen Schurken an den Leib.

Mein Freund, der meine unwillkürliche Bewegung bemerkt haben mußte, faßte mich bei der Hand und raunte mir zu: „Nimm Dich in acht, sonst lernst Du ihre Messer kennen.“

Und als die drei Männer sich nun erhoben, um die Schenke zu verlassen, winkte er mir zu, mich gleich ihm schlafend zu stellen, die weil sie sich an uns vorüberhoben.

Aber sie gewahrten uns nicht, und einer nach dem andern verschwand hinter der auf und zu schlagenden Thür.

„Du wirst doch Anzeige machen?“ rief ich, meinen Freund bei beiden Schultern fassend. „Die Halunken müssen doch morgen schon hinter Schloß und Riegel sitzen.“

„Geh, Du bist ein Narr,“ sagte er, mich von sich abschüttelnd. „Als was soll ich sie denunzieren? Was haben sie verbrochen?“

„Sie wollen ein Menschenleben zu Grunde richten.“

„Dies Leben war zu Grunde gerichtet, schon als es zu feimen begann.“

„Aber können wir nichts thun, den Ungeheuern ihr Opfer zu entreißen?“

„Du kannst es ihnen ja abkaufen,“ erwiderte er. „Sie lassen es billig. Für ein paar Thaler und ein Häßchen Schnaps kannst Du es haben.“

„Spottest Du?“ rief ich entsetzt.

„Weiß Gott, mir ist nach Spotten nicht zu Mute,“ erwiderte er, und da er nun in den Bereich der Unschlitterze trat, sah ich, welch ein Ausdruck düsteren Ingrimmes auf seinem Angesichte lag.

„Mein lieber Junge,“ fuhr er fort, „wenn Du, wie ich, diese nackten Spatzen zu Dutzenden umherliegen sähest, Du würdest alsbald Deine Ohnmacht, zu helfen, erkannt haben; es sei denn, Du wärest im Stande, ein ungeheures Hindelhaus für die Kinder und daneben eine noch größere Korrekptionsanstalt für ihre Eltern einzurichten. So aber mußt Du ruhig geboren werden lassen, was partout in die Welt will, und ebenso ruhig sterben lassen, was keinen Platz mehr darin findet.“

„Aber in diesem speciellen Falle?“ warf ich bittend ein.

Er antwortete mir nicht, sondern ging hinaus. Eine Weile hörte ich ihn im Hausflur herumspoltern, dann unseres Wirtes Namen rufen, und schließlich an verschiedenen Thüren pochen.

Eine Weile später trat er wieder in das Schanzzimmer.

„Poß Wetter, ein kurioses Wirtshaus!“ rief er. „Sie haben sich in den hinteren Räumen eingeschlossen und geben keinen Laut von sich. Ich möchte wohl wissen, was sich heute unter diesem Dache ereignet; denn mit rechten Dingen geht's nicht zu, ich möchte Gift darauf nehmen!“

In diesem Augenblick hörten wir draußen Riegel klirren, und der Wirt erschien auf der Schwelle. Er stammelte seine Entschuldigungen und krümmte sich, als erwartete er einen Fußtritt für seine Unachtsamkeit.

Als er in den Umkreis der Stierze trat, sah ich, daß sein Antlitz freideweiß war, und daß seine Augen fieberhaft in den entzündeten Höhlen rollten.

„Habt Ihr wirklich die Absicht, dieses Kind verhungern zu lassen?“ unterbrach ihn mein Freund.

„Erbarmen, Gnade!“ wimmerte Rosenzweig. „Warten der Herr Dokterleben bis morgen — bis morgen früh bloß.“

„Heute noch muß das Kind etwas haben. Wenn Ihr keine Milch habt, so schafft wenigstens Fenchelthee, und das auf der Stelle.“

(Zd. Inf. folgt.)

Die österreichische Judenfrage und der Panflawismus.

Von
B. M.

Eine Bewegung, die sich mit unwiderstehlicher Kraft ausbreitet, darf kein Politiker ignorieren, welcher Art diese Bewegung auch sein mag, welche Männer sie auch leiten mögen. Ihr Wachstum deutet auf tiefere Gründe hin, auf starke Bedürfnisse oder Mängel, die man mit bloßen Worten nicht beseitigen kann. Der Antisemitismus bei uns in Oesterreich muß in dieser Weise betrachtet werden, und über ihn und die gegen seine Ursachen zu ergreifenden Mittel zu sprechen, dürfte jetzt um so mehr an der Zeit sein, als die schlimmste Epoche seiner Entwicklung vorüber zu sein scheint. Dem Unwetter, welches sich über die Juden entladen hat, scheint jetzt gleichsam ein langer Regen folgen zu sollen, dem Vorherrschen des fanatischen Antisemitismus das Vorherrschen des gemäßigten, der wohl nur einen sehr geringen Teil der Bevölkerung vollständig unberührt gelassen hat. Der fanatische Antisemitismus ist einfach die Verneinung jeder Entwicklungsfähigkeit der Menschen jüdischen Stammes, die Verurteilung in Bausch und Bogen, welche sich oft zum grausamen Hohn, zum blutigen Haß, ja in einzelnen Fällen sogar zur Mißhandlung steigert. Unter der Parole, daß die Juden ein grundsichlechtes Volk seien, welches Staat und Gesellschaft mit all den bösen Krankheiten infiziere, über welche geklagt wird, bekennen sich zum fanatischen Antisemitismus die gewissenlosen Streber, die sich stets auf die Seite schlagen, wo sie Vorteil zu finden hoffen, diejenigen jungen Leute, deren einziges politisches Ideal der von den Zeitverhältnissen begünstigte Rassenhochmut ist, die brutalen Naturen, denen es angeborenes Bedürfnis ist, einen Schwächeren zu peinigen, diejenigen, die persönlich schlechte Erfahrungen mit Juden gemacht haben und nun in bekannter Weise generalisieren, und schließlich die große Masse jener Unzufriedenen, die aus irgendwelchen Gründen nicht zum Sozialismus übergehen; denn — wie Abgeordneter Kronawetter einst richtig bemerkte: Der Antisemitismus ist der Sozialismus des „dummen Kerls von Wien.“ Daß sich diese ganze Gesellschaft nicht durch Weitblick auszeichnet, ist selbstverständlich; sie alle täuschten sich über die Aussichten ihrer Sache. Es wäre schwer zu sagen, was sich diese Menge eigentlich präzis vorstellte oder vorstellt, jedenfalls aber glaubte sie im Sturme siegen zu können. Es giebt ja auch Leute, und vor einigen Jahren hat es ihrer noch mehr gegeben, welche, wenn streikende Bäckergejellen mit der Polizei in eine Schlägerei gerieten, mit dem Knüttel auf die Straße stürzten, in der Meinung, nun breche auch schon die große soziale Revolution aus, an der sie eilend mithelfen müßten. Ähnlich hat man sich auch unsere Antisemiten zu denken. Sie unterschätzten die egoistische Ordnungsliebe der Gesamtbevölkerung, die im entscheidenden Augenblicke doch vor jeder Gewaltthat zurückschreckt, und sie unterschätzten vor allem die Macht und den Willen der Regierung, die Bewegung nicht allzusehr anwachsen zu lassen. Daran war allerdings die Regierung selbst schuld, denn eine Zeitlang beobachtete sie aus allerlei Gründen eine ziemlich zweideutige Haltung, und insbesondere internahm sie nichts, um antisemitisch gefärbte Beamte von dem Ausdruck ihrer Gesinnung zurückzuhalten. Der extrem deutsch-nationale Charakter der antisemitischen Kerntruppe und der kompromittierend clerikale ihrer Bundesgenossen, wie auch die beunruhigenden Scenen während des Tramwaystreikes, haben mittlerweile freilich das ihrige gethan, die Einsicht der Regierung zu fördern, daß gerade sie mit dieser Bewegung nicht tändeln dürfe. Damit ist aber auch das Schicksal des streitbaren Antisemitismus entschieden. Da sich erweist, daß er aussichtslos ist, werden die Anhänger allmählich abfallen, Uneinigkeit zwischen den sehr verschiedenartigen Bestandteilen des Heeres zeigt sich offen schon jetzt, und so kann man wohl sagen, daß die Bewegung, wenn nicht neue Nahrung ihr zugeführt wird, schon auf der Seite des Niederganges sich befindet. Unheil hat sie

genugjam angerichtet. Die Jugend vor allem verwildert unter dem Einflusse einer Strömung, die Haß und jede Art von Unfug für erlaubt erklärt, und die, unter dem Vorwande des Idealismus, in den Zeitungen mit einer ganz abscheulichen Verlogenheit und Verleumdungsjucht verfochten wird. Entwickelt jeder Nationalhaß überhaupt eine der schlechteren Seiten menschlichen Geistes und Charakters, um wieviel mehr muß dies der Fall sein, wenn er täglich, stündlich durch den Anblick der gehaßten Nation herausgefordert wird. Koheit und Beschränktheit, sonst in die letzten Reihen zurückgewiesen, drängen sich vor und erscheinen der Nachahmung würdig.

Es ist auch schon oft gefragt worden, was denn die Führer dieser fanatischen Antisemiten anstreben. Nun, diese Herren wollen offenbar die Beseitigung der Juden. Abg. Lueger, der Vertreter eines Wiener Wahlbezirkes, äußerte letzthin halb spöttisch, es sei ihm gleichgültig, ob sie geköpft oder gehängt würden. Ein anderer Führer, Mechaniker Schneider, der vor kurzem gegen einen unserer glänzendsten Redner, den Professor Suez, als Landtagskandidat der klerikalen Antisemiten (zum Unterschiede von den deutschnationalen Antisemiten) unterlegen ist, rühmt sich, im Gerichtsgebäude einem jüdischen Gechworenen die Worte gesagt zu haben: Die Judenfrage sei überall salonfähig, und sie werde nicht eher gelöst sein, als bis sämtliche Juden, getaufte und ungetaufte, erschlagen seien. Daß dies nur schöne Träume sind, wissen freilich die Herren selbst; aber eine Vertreibung der Juden zu erreichen, scheint ihnen schon eher möglich. Nach Palästina mit den Juden! ist ihre Parole. Vorläufig wollen sie sich indes damit begnügen, den Juden das Leben hier möglichst schwer, vielleicht unmöglich zu machen und sie auf diese Weise zur Auswanderung zu zwingen. Soweit der antisemitische Teil der Gesellschaft dies ohne Zuhilfenahme des Staates thun kann, soweit thut er es mit allem Eifer; jüdische Ärzte, Advokaten, Lehrer, Geschäftsleute, Agenten u. s. w. werden boykottiert, jüdische junge Leute, die eine Anstellung suchen, und dabei unvermutet auf einen Antisemiten stoßen, werden rundweg abgewiesen. Selbst Personen, die nicht antisemitisch gesinnt sind, sehen sich oft durch Rücksicht auf ihre geschäftlichen Beziehungen zu gleicher Haltung genötigt. Auf diese Weise hat der Jude, namentlich in den Beschäftigungen, die ihn unmittelbar mit dem Publikum in Berührung bringen, bei der großen Ausbreitung antisemitischer Gesinnungen einen erschwerenden Stand: die Juden werden, nicht nur gesellschaftlich, sondern auch im Erwerbsleben, allmählich immer mehr aufeinander angewiesen, und trotz des großen Reichthums und der einflußreichen Stellung einzelner Familien würde dies selbstverständlich auf die Dauer zu einer traurigen Herabdrückung der Ernährungsfähigkeit der Judenchaft führen müssen. Von da zur Auswanderung — mögen die Antisemiten denken, die übrigens mittlerweile den sehr praktischen Vorteil genießen, der jüdischen Konkurrenz ledig zu sein — ist nur ein Schritt. Inzwischen streben sie danach, durch lebhaft Propaganda auch Anhänger unter den Tschechen und Polen zu gewinnen, eines-theils um die unter diesen Nationen lebenden Juden der gleichen Treibjagd wie die deutschen aussetzen zu können, andertheils um es vielleicht doch zu gesetzgeberischen antisemitischen Thaten durch die Kraft der Majorität zu bringen. Ist das Ziel erreicht, sind die Juden vertrieben, dann — so versichern die Antisemiten — wird alles Elend ein Ende haben.

Wenn nun aber der streitbare Antisemitismus niedergehen zu sollen scheint, so ist dies keineswegs mit dem stillen Antisemitismus der Fall, und aus diesem kann er, wenn die Gelegenheit günstig ist, immer wieder neue Kräfte zugeführt erhalten. Der stille Antisemitismus, das, was man früher das „Vorurteil gegen die Juden“ nannte, ist im westlichen Österreich — wo es immerhin so viele Juden giebt, daß fast jeder Nichtjude sich in irgend ein Verhältnis zu ihnen setzen muß — gegenwärtig wohl über den größten Teil der Bevölkerung verbreitet. Österreich hat eben eine wirkliche Judenfrage, und diese ist eine andere in West-Österreich, eine andere in Galizien. Die Juden waren lange Zeit auch bei uns unflug genug gewesen, nicht

daran zu denken — wie ja überall der Einzelne nur selten sich herbeiläßt, von seiner Bewegungsfreiheit ein Opfer zu bringen, das der Gemeinschaft und damit auch ihm selbst ein noch viel größeres und unfreiwilliges Opfer ersparen würde. Jedermann glaubt eben, seine kleine oder große Sünde noch ungestraft durchschmuggeln zu können. Selbstverständlich haben viele Christen nicht tadelloser als diese Juden gehandelt. Aber es waren Christen! Die Juden hätten vorsichtiger sein müssen, wenn sie schon nicht besser waren. Jetzt ist das Judentum der Sündenbock für jedes Uebel unserer Zeit — alle Juden, die guten, die schlechten und die halben, die gesamte Rasse, „getauft und ungetauft.“ Zum Unglück für die Juden ist der Deutsch-Österreicher gerade jetzt von verschiedenen Seiten hart bedrängt. Aus Ungarn und Galizien wurden die deutschen Beamten heimgeschickt, die Tschechen und Slowenen verlangen stürmisch, daß man die Auster mit Sprachkundigen, oder, offener gesprochen, mit Landsleuten besetze: der Mittelstand, überall im Kampfe für seine Erützen, ist es doppelt in Deutsch-Österreich. Und zugleich dringt der slawische Menschenüberfluß in die Städte und streitet mit den eingeborenen Handwerkern um das kärglich beschnittene Brot. Wenn irgend ein Volk, so kann das deutsch-österreichische, und namentlich das wienerische, von einer guten, alten Zeit sprechen. Das war die Zeit, die mit dem Wiener Kongresse begann, die Zeit der größten Centralisation im Innern, der stärksten Abscherrung nach außen, die eisenbahnlose Zeit, in welcher aus den Provinzen zumeist nur die Reichen, aus der Fremde zumeist nur unternehmende Bayern und Schwaben nach Wien strömten, das in manchen Industriezweigen doch für die ganze Monarchie arbeitete, deren Glanz sich in der Hauptstadt vereinigte. Jetzt ist die Einflußsphäre Wiens beschränkt durch Berlin, Rom und Budapest, gewisse Industrien und Handelszweige haben hier ihren Boden verloren, und die vom Hause Habsburg einst gewonnenen Länder, bisher Eroberungen auch im Namen Wiens und Deutsch-Österreichs — fangen an, das Stammland ihrerseits zu erobern, indem sie es mit Einwanderern überschütten, welche die Eisenbahnen von allen Seiten herbeiführen. Und unter diesen Einwanderern sind dem Mittelstande die Juden die fühlbarsten.

Die kraße, feindselige Karikatur, welche die antisemitischen Agitatoren von der Judenfrage entwerfen, darf also nicht dazu verleiten, im Gegenteil das Vorhandensein einer Judenfrage oder die Notwendigkeit eines Eingreifens in die bestehenden Verhältnisse zu leugnen. Die Wurzel des Übels liegt in Galizien, wo mehr als zehn Prozent der Bevölkerung jüdischen Stammes sind, sechshunderttausend Menschen ohne Grundbesitz — einige reiche ausgenommen — somit nicht in der Lage, sich in dem fast industrieloßen Lande anders zu ernähren als — in zumeist unfählich kümmerlicher Weise — durch gewisse, schlecht entlohnte Handwerkszweige und durch Handels- und Vermittlergeschäfte, halb zum Nutzen, halb zum Schaden oder doch auf Kosten der armen, äußerst zurückgebliebenen Bevölkerung. Von Galizien kann denn auch immer wieder eine so starke jüdische Einwandererwelle nach West-Österreich herüberkommen, daß hier jede Assimilationsthätigkeit neuerdings aufgehoben wird, die Judenchaft neuerdings einen vorwiegend fremdartigen und nichteuropäischen Charakter annimmt, und der Antisemitismus neuerdings Nahrung erhält. Galizien ist somit, der dortigen wie der hiesigen Verhältnisse wegen, ein wichtiges Betrachtungsobjekt.

In Galizien ist der herrschende Stamm, der polnische, bestrebt, die Juden für sich zu gewinnen. Die Polen bedürfen der Juden, um ihre Stellung gegenüber den Ruthenen besser zu behaupten. Aber leider verfolgen sie ihr Ziel nicht etwa durch Bemühungen für ein Hinausheben des jüdischen Volkes in eine höhere Kulturstufe, sondern gerade umgekehrt, indem sie der reaktionären Richtung des Judentums schmeicheln. Auch zur Zeit, als Galizien noch direkt von Wien aus regiert wurde, that man wenig für die Civilisierung der doch sehr intelligenten und arbeitamen galizischen Juden, und bestand die Einmischung

der Behörden in ihre Angelegenheiten weit mehr in polizeilichen Qualereien, als in Bethätigung eines aufgeklärten Despotismus. Einige Anläufe, die hier und da gemacht wurden, sanken zumeist bald in sich selbst zusammen. Die gegenwärtigen Regierer Galiziens aber, die polnischen Adligen und ihre Anhänger, begünstigen geradezu den Rückschritt der Juden, um nur ja ihrer Stimmen bei den Wahlen sicher zu sein. Man sieht den Juden durch die Finger, wenn sie ihre Kinder in der althergebrachten Weise unterrichten lassen, und wenn sie dieselben, wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten, so jung verheiraten, daß ein fortwährendes Degenerieren der Masse bei rapid wachsender Anzahl sich notwendig ergibt. Während die aufsteigenden jüdischen Kreise, namentlich die Jugend, angezogen von der glänzenden Außenwelt des Polentums, sich polonisieren — was man sich ja als einen der Auflösungsprozesse, die das jüdische Volk durchmachen muß, wohl gefallen lassen darf — bleibt die große Masse in der alten Orthodoxie befangen; die Orthodoxie aber ist nicht etwas ausschließlich Religiöses; sie ist das Festhalten an tausendjährigen Gewohnheiten, für deren Begründung leider die Staatsgewalt nichts thut. Hier ist neben der langsamen Wirksamkeit der wirtschaftlichen Veränderungen alles der Privat-Initiative überlassen, als deren hervorragendstes Muster das großartige Eingreifen des Barons Hirsch betrachtet werden muß. Wie große Hindernisse aber diesem Millionenspenden, welcher die Handwerkerhöfen für die Juden der östlichen Länder stiftete, entgegen gestellt werden, ist erst legthm wieder durch die Nachricht aus Rumänien bekannt geworden, daß der Vertreter des Barons Hirsch von den Orthodoxen am Leben bedroht wurde. Nun, die Aktion wird dadurch nicht verhindert werden können, und es wäre nur zu wünschen, daß das Beispiel dieses intelligenten Wohlthäters von anderen befolgt würde. Aber erst wenn die Staatsgewalt vollauf ihre Pflicht thut, kann der Fortschritt einen etwas rascheren Gang annehmen. Die demokratische Partei Galiziens ist noch zu schwach, um in dieser Beziehung irgend einen Einfluß zu üben, und die gegenwärtige Regierung ist viel zu sehr auf die jetzt dort herrschende Adelpartei angewiesen, um, ohne gedrängt zu werden, in dieser Hinsicht etwas zu thun. Wenn aber die Antisemiten wirklich irgend welchen Nutzen stiften wollten, so müßten sie gerade in dieser Sache ihre Stimme erheben, und die Unterstützung der Deutschliberalen wäre ihnen gesichert. Vielleicht wäre es gut, wenn die Liberalen selbst einen Anlaß benützten, um die Regierung an die Pflicht der galizischen Behörden zu erinnern.

Allein trotz Privatwohlthätigkeit und trotz Regierungseingreifen wird die galizische Judenfrage immer zu den schwer lösbaren gehören. Galizien ist ein armes Land, wenig geeignet, den Platz für eine größere Industrie abzugeben, stark überbevölkert, leidend unter der landwirtschaftlichen Konkurrenz Ungarns und Rußlands, welche zu einem auf Export rechnenden Großbetrieb des Ackerbaues wenig ermutigt, und unter der mangelhaften Intelligenz seiner Bewohner, welche den Kleinbetrieb (Grund und Boden sind thatsächlich aufs kleinste parzelliert) bei weitem nicht auf die wünschenswerte Höhe bringen können, insbesondere da der Westen und Norden des Landes meist unfruchtbarer Boden ist. In Galizien herrscht Elend, und in diesem Elend gedeihen die schlimmen Seiten auch des dortigen Judentums, das den Kampf ums Dasein unter den ungünstigsten Bedingungen, also, wie dies in der Menschennatur liegt, vorwiegend mit schlechten Mitteln führt. Begreiflich ist demgemäß auch das Wachsen des Auswanderungstriebes. Der Bauer geht nach Amerika — oft von Schwindelagenten geprellt —, der Jude rückt nach Deutsch-Oesterreich vor. Daß dieser Einwanderung die hiesige Gesellschaft selbst einen Kiegel vorschiebt, indem sie den Juden auch hier das Leben erschwert, ist bereits hervorgehoben; ja, es wäre gerade im Interesse der Juden gut, wenn hier auch die jüdische Privatwohlthätigkeit, auf welche manche Einwanderer rechnen, sich gegen sie verhärtete würde. Eine schärfere Gesetzgebung, die allen zweifelhaften Vermittlungsgeschäften, wie Ratengeschäften, Pfandleihgeschäf-

ten u. s. w. die Überschreitung der moralischen Grenze erschwert, sollte gerade die liberale Partei befürworten. Demjenigen Teile des Judentums, der noch von den Anschauungen erfüllt ist, welche tausendjährige freiwillige und unfreiwillige Absperrung und demoralisierende Niederdrückung in ihm erzeugt hat, soll der Eintritt hierher nicht erleichtert werden. Das Reservoir, nach welchem der galizische Judenüberschuß sich entleeren kann, ist andervwärts zu suchen. Und gesucht muß es werden, denn sonst ist auch für diejenige Anzahl der jüdischen Bevölkerung, die auf galizischem Boden selbst zu einer höheren Kulturstufe aufsteigen könnte, Hilfe unmöglich.

Die eine dieser Abflußstätten läßt sich nur mit Geldopfern praktikabel machen. Sie wird seit einiger Zeit von jenen unglücklichen russischen Juden aufgesucht, welche ihre Heimat verlassen, weil sie sich sagen, daß es schlechter als in Rußland ihnen doch nirgends ergehen könne. Es ist die Argentinische Republik, welche Juden aus dem Kiewer und Kamenez-Podolsker Gouvernement Ackerland in der Nähe der Hauptstadt zu dem bescheidenen, in Raten abzuzahlenden Preise von achtzig Franks per Hektar, dazu die Ausaat und die nötigen Vorräte, und schließlich kostenlos provisorische Wohnstätten zur Verfügung stellte. Selbstverständlich haben solche Kolonien nur dann Aussicht auf Gedeihen, wenn sie unter sachkundige Leitung gestellt werden, und diese, sowie die Beschaffung der Mittel für diejenigen Familien, welche wegen völliger Armut an Auswanderung gar nicht denken können, müßte von wohlthätigen Stammesgenossen besorgt werden. Ein Unternehmen solcher Art würde sicherlich die größte Sympathie verdienen. Denn die Hoffnung, daß ein genügender Teil der galizischen Judentum in Galizien selbst für den Ackerbau erzogen werde, ist trotz der Zunahme jüdischen Landbesitzes in der Provinz eine geringe. Sie braucht freilich nicht ganz fallen gelassen zu werden, und namentlich die gebildeten Militärs werden allmählich bei manchem grundbesitzenden reichen Glaubensbrüder Unterkommen finden; was aber die Masse betrifft, so kann sie schon darum nicht davon profitieren, weil der grundtaufende Jude unmöglich die christlichen Landarbeiter der Gegend zu Gunsten — noch obendrein ungeübter — jüdischer Arbeiter des fargen Verdienstes berauben kann. Es ist somit nicht abzusehen, warum nicht der Versuch gemacht werden sollte, einen Teil des in Galizien überdieht massierten Judentums in das südamerikanische Völkergemisch zu übertragen, wo derselbe, auf eigenem Boden stehend, nach langer Wurzellosigkeit endlich Fuß fassen, unter dem heilsamen Einflusse landwirtschaftlicher Thätigkeit gesunden und schließlich in der umgebenden spanisch oder deutsch redenden Bevölkerung aufgehen würde.

Die andere Abflußstätte liegt dicht an Galizien — es ist Ungarn. Obwohl Ungarn selbst nicht weniger als eine Million Juden auf eine Gesamtbevölkerung von etwa sechzehn Millionen besitzt, wird es doch, dank seinen besonderen Verhältnissen, binnen kurzem für eine immerhin ansehnliche Zahl von Juden aufnahmefähig sein. Allerdings kann dies nur unter der Bedingung möglich werden, daß die Einwanderer sich der Mehrheit nach zur Leistung von Muskelarbeit geeignet zeigen. Ungarn macht die größten Anstrengungen, eine nationale Industrie zu schaffen, und ungleich Galizien wird es voraussichtlich dieses Ziel erreichen können. Sein fast überall außerordentlich fruchtbarer Boden wird, wenn die bisherigen Fortschritte ernstlich andauern, der Bevölkerung eine erhöhte Kaufkraft verschaffen. Es ist reich an Naturprodukten, die bisher nach dem Westen und Norden verführt werden, um verarbeitet von dort zurückzuführen, die somit zu industrieller Thätigkeit vollauf Gelegenheit bieten würden. Es besitzt große Ströme, welche für dieselbe nutzbar gemacht werden und den Mangel an Kohle hinreichend ersetzen können. Die Regierung setzt alle Kraft daran, Unternehmer ins Land zu ziehen und zur Gründung von Fabriken zu ermuntern. Der Magyare und Südslawe aber ist wenig geeignet zu kontinuierlicher Arbeit, dem deutschen Bauer geht es zu gut, als daß er seinen Acker mit dem Fabrikaal vertauschen wollte, und so bleiben als Zu-

Industrie-Arbeiter hauptsächlich die zähen Slowaken und diejenigen Juden übrig, welche nicht im Grundbesitz oder Handel ihren Unterhalt erwerben. Ist Galizien zu dicht bevölkert, so ist Ungarn zu wenig dicht bevölkert, und jeder Fremde, der bereit ist, sich zu magyarisieren, wird hier mit offenen Armen aufgenommen. Die ungarischen Juden erweisen sich als patriotische, ja oft chauvinistische Magyaren, und es ist zweifellos, daß solche galizische Juden, welche bisher noch zu keiner Nationalität sich zählen, nach geschehener Überiedelung nach Ungarn sehr bald dem Beispiele ihrer eingeborenen Glaubensgenossen folgen würden. Das Magyarentum aber sucht nach Verstärkung um so mehr, als die Magyaren selbst sich nur erspöckend langsam vermehren und daher im Kampfe mit den rapid zunehmenden Slawen des Zuwachses durch Nationalisierung dringend bedürfen. Hindernisse werden also einer Einwanderung arbeitsfähiger galizischer Juden gewiß nicht in den Weg gelegt werden, und ebenso gewiß darf es nach allem Vorhergesagten scheinen, daß eine solche Einwanderung sich auf ganz natürlichem Wege vollziehen wird, sobald in Ungarn eintritt, was man dort hofft, — daß nämlich eine ungarische Industrie sich entwickelt.

Die Juden als Material zur Volksvermehrung gegenüber dem eindringenden Slawentum sind auch für Deutsch-Osterreich von Wert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn aus irgend einem Grunde, also etwa wegen gesetzlicher Verbotes, die sechzig- oder siebzigtausend Juden, die in den letzten dreißig Jahren in Wien eingewandert sind, ferngehalten worden wären, eine tschechische Mehr-Einwanderung von ähnlichem Umfange teils sich schon vollzogen hätte, teils uns noch bevorstände. Denn manche Eigenschaft, die der Masse der Deutsch-Osterreicher fehlt, hat der Tscheche mit dem Juden gemein; er hängt weniger an der Scholle als der deutsche Bauer der Alpenprovinzen, ist geschäftlich findig, nötigenfalls bedürfnislos und äußerst zäh. Allerdings ist die dem Juden halb angeborene, halb erzogene Geschicklichkeit zum begrifflichen Denken im tschechischen Volke bis vor nicht langer Zeit weniger häufig gewesen; aber die wachsende Zahl der Schulen hat mittlerweile auch diese Fähigkeit mehr entwickelt und die tschechische Konkurrenz auch dem Mittelstande gefährlicher gemacht. Das aber ist klar, daß, wenn wir gegenwärtig im Wiener Mittelstande einen so großen tschechischen Prozentsatz hätten, wie wir thatsächlich einen jüdischen Prozentsatz haben, die Hauptstadt bereits aufgehört hätte, eine rein deutschsprachige zu sein. Die tschechische Einwanderung, die in früheren Jahrzehnten im wienerischen Deutschthum widerstandslos, ja gerne aufging, beginnt für die Wahrung ihrer Nationalität einzutreten. Die jüdische Einwanderung dagegen verlangt nichts Besseres als ein Aufgehen im Deutschthum, und obgleich selbstverständlich das Aufgehen ein langames ist, jedenfalls langsamer als die meisten Juden selbst glauben, so ist es doch ein unaufhaltbares, und damit erhält Wien und manche Stadt Mährens und Schlesiens einen Zuwachs an deutsch sein wollenden Elementen, der jedenfalls den Damm gegen das antideutsche Slawentum verstärkt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist die bisherige Zunahme des jüdischen Elements in diesen Städten eine Erscheinung, welche gerade diejenigen Politiker, die auf die Verteidigung des Deutschthums Gewicht legen, keineswegs bekämpfen sollten. Daß die Zunahme auch eine zu große sein könne, ist nicht zu bestreiten; eine Überschwemmung mit halbcivilisirten Juden aus dem Osten wäre sicherlich von Nachteil. Wie einer solchen vorgebeugt und noch vorzubeugen ist, haben wir auseinandergesetzt. Der Antisemitismus in seiner milderen Form wird noch eine geraume Zeit andauern und ebenso lang wird der einzelne Jude sich der christlichen Gesellschaft gegenüber immer wieder als tüchtiges, vertrauenswertes, und, in den höheren Schichten, als wahrhaft gebildetes Individuum ausweisen müssen, ehe ihm volles gesellschaftliches Bürgerrecht zuerkannt wird. Dieser Zustand, so demütigend er in gewissem Sinne sein mag, muß gerade für die Juden zum Guten ausschlagen, denn er wirkt erziehend auf diejenigen, welche der Erziehung bedürfen. Die Juden sind ja darin

gewissermaßen ein auserwähltes Volk, daß sie mehr als irgend ein anderes im Laufe ihrer Geschichte einer Reihe von Erziehungs-systemen unterworfen worden sind. Hoffentlich stehen wir jetzt endlich vor der letzten Phase jüdischer Geschichte, dem Aufgehen der Juden des westlichen und mittleren Europa in die sie umgebenden Völker, wenigleich das Verschwinden der jüdischen Religion dabeist erst einer großen, allgemeinen Reform-Ara vorbehalten sein mag. Darauf aber sollte die Aufmerksamkeit gelenkt werden, daß im Kampfe gegen den Pan-Slawismus die Bedeutung der jüdischen Masse eine sehr wesentliche ist. Deutsch-Osterreicher, Magyaren, Polen finden im Judentume ein Volksmaterial aufgehäuft, das sie vortrefflich verwenden können, um das Vordringen derjenigen Slawenstämme, welche sie bedrohen, mit vermehrter Kraft aufhalten zu können.



Ein Rückblick auf die französische Revolution.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Die Säcularfeier der Staatsumwälzung von 1789 ist vorüber, der Fremdenstrom, den die Weltausstellung aus allen Gegenden des Erdballes Paris zuführte und der einer Überschwemmung gleich, ist wieder abgeflissen, Paris hat seit 6. November die alte Physiognomie, Frankreich erholt sich von seinen Festen, die so reichen Ertrag aus Zu- und Ausland brachten und obendrein alle Welt wieder von Paris sprechen ließen. Hoffen wir, daß der Pariser recht lange noch der Erinnerung lebt und nicht gleich wieder eine neue Unterhaltung verlangt, die wohl auf unsere Unkosten inszeniert würde; nicht wenn es sich amüsiert, sondern wenn „La France s'ennuie,“ ist Frankreich den europäischen Schwesterstaaten gefährlich. Mein Rückblick auf die nun genügend gefeierte französische Revolution bewegt, ihre Ursachen und Wirkungen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen; ich werde meinen monarchistischen Standpunkt nicht verleugnen, doch auch anderen Anschauungen gerecht zu werden trachten.

Der Absolutismus, den schon Ludwig XI. so entschieden vertrat, war auf die ausgiebigste Weise durch die großen Kardinal Richelieu und Mazarin konsolidiert und mit dem Blut der Frondeurien gesättigt worden, der Adel war tief gedemüthigt und lag im Staub vor dem goldstrahlenden Throne des ärgsten aller occidentalen Despoten, des „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV., „des Großen,“ wie ihn die Welt, nicht aber die von seiner Gunst unberührte Nachwelt nannte; besaß er eine gebietende fürstliche Haltung, so ging dieselbe seinem im Unflath der Lüste lebenden Nachfolger Ludwig XV. völlig ab; er regierte nur, um Thron und Absolutismus zu diskreditieren, und sein Erbe Ludwig XVI. hatte nicht den mindesten Anflug zum Monarchen; er war ein hausbackener, wohlgenährter Bourgeois, ein bornierter Schwächling. Und doch sollte er, nach der Ansicht der Physiokraten der unbedingte Herrscher der Nation, aus den Menschen machen können, was er wollte! Es war unmöglich, der Absolutismus war an den Wurzeln angefaßt, und die ganze Litteratur der Zeit war gegen ihn thätig, der Thron mußte stürzen und in seinem Falle die alte Gesellschaft mit sich in den Abgrund reißen.

Höchst merkwürdige Übereinstimmungen und Verschiedenheiten zeigen sich zwischen der französischen Revolution von 1789 und der englischen unter Karl I. Stuart; ich will sie hier verfolgen. In beiden Reichen wurde die Nation gegenüber der augenfälligen Schwäche des fürstlichen Regiments und der Mißregierung kühn, rebellirte gegen dasselbe und ihrem Schoß entstieg eine extreme Partei, die alle gemäßigten Überflügelt und ans Ruder trat (Jakobiner = Indpendenten); sie nun stößt alle heilig gehaltenen Einrichtungen

um, macht dem Könige den Prozeß, begehrt einen Justizmord, schafft das Königtum ab und ächtet die königliche Familie; am liebsten würde sie alle Glieder derselben hinrichten, doch reicht ihr Arm nicht so weit, und sie muß gerade den Thronerben leben lassen, der mit der Zeit ihr Züchtiger und der Rächer des ermordeten Königs wird. Harte, dorische Naturen leiten die anstatt der Monarchie eingefetzte Republik, ein neues Heer mit elementarer Volkskraft stützt sie, alles reißt einer neuen Einzelgewalt, der Militärherrschaft, entgegen; ein homo novus, als genialer Feldherr und Staatsmann den Zeitgenossen überlegen, taucht aus diesem Heere auf (Cromwell = Napoleon); er schafft im Innern Ruhe und erwirbt nach außen Sieg und Ruhm; das kriegerische Ansehen der Nation tritt in den Zenith, die Welt zittert, und die altangestammten Monarchen Europas nehmen den von Grund der Seele verabscheuten Parvenu in ihre exklusiven Mitte auf; sie umwerben, Honig auf der Lippe, Galle im Herzen, den übermächtigen „Bruder.“ Wie Blei lasten beide Soldatenführer auf der Nation, ihre Anforderungen an Eigentum, Leben und Arbeitskraft steigern sich zu einer Höhe, welche die legitimen Könige nie zu erklimmen gewagt; aber die Nation ist wie gelähmt, ihr Nacken so gekrümmt, daß ihn aufzurichten unmöglich dünkt. Der Ausgang der beiden Kraftnaturen ist ganz verschieden, denn die Geschichte kennt keine genaueren Wiederholungen; während Oliver Cromwell im Vollbesitz der Macht im Brunnbette des Palastes sterben durfte, von dem er den König aufs Blutgerüst gesandt hatte, wurde Napoleon vom gesamten Erdteile bekriegt, besiegt, gestürzt und im ewigen Ocean an einen Felsen geschmiedet, wo er der ihm furchtbarsten Krankheit, der Lungenweile, erlag. Durch die Schule des Exils und des Unglücks umbelchrt, kehrt dann in England wie in Frankreich der legitime Thronfolger ins Vaterland zurück und setzt sich die alte Familienkrone auf; alle Welt umjubelt ihn, den völlig Unbekannten, wie wenn sie ihn ewig gekannt und geliebt hätte, und das ironische Wort Karls II., es müsse wohl seine eigene Schuld gewesen sein, daß er nicht früher zu seinem treuen Volk gekommen, fand ein galantes Echo in Monfieurs Phrase: „Ich sehe in Frankreich nichts verändert, nur ist ein Franzose mehr da!“ In beiden Reichen war die Regierung der Restauration nicht von Dauer, eine neue Revolution stürzte den zweiten ihrer Könige (Jakob II. = Karl X.); aber an einer Republik hatte man derart genug, daß keine neue Probe wünschenswert schien; man begnügte sich mit einem Dynastiewechsel, ein von der Volksgunst getragener Verwandter des gestürzten Monarchen bestieg den Thron (Wilhelm III. von Oranien = Ludwig Philipp I. von Orleans). Absolute Unterschiede aber ergeben sich, wenn wir die hauptsächlichsten Endziele der Revolution in beiden Reichen betrachten; in beiden wünscht man ja die Einschränkung der Kronegewalt, Dämmung der Kronwillkür, parlamentarische Mitwirkung des Volks, Sicherung von Person, Eigentum und Freiheit, unabhängige Rechtspflege, Gleichheit der Verdreher vor dem Richter, und in beiden Revolutionen spielen religiöse Fragen mit. Aber in Frankreich richtete die Revolution ihren Lauf auf politische und soziale, in England auf politische und religiöse Ziele. Während in Frankreich die Afterkulte der Göttin der Vernunft und des Höchsten Wesens mit dem Hohepriester Robespierre nie durchgreifende Bedeutung erlangten, sondern als Ausgeburten einer exaltierten Phantasie nach kurzem spurlos verschwanden, hing in England die ganze Revolution im tiefsten Grunde mit dem Troke der Presbyterianer und der antimonarchischen Tendenz des Puritanismus unlösbar zusammen, waren die Independents politische wie religiöse Todfeinde des Königtums. Die politische Bedeutung der Gleichmacher (Levelers) hatte äußerst wenig auf sich und trat gegenüber den kirchlichen Maximen völlig in den Hintergrund, während die Schüler Rousseaus und Morellys wie die Encyclopädisten den ganzen Bau des ancien régime in Frankreich unterwühlten; wollte doch Frankreich tabula rasa mit dem Staatswesen vor der Revolution machen, seine neue Geschichte von 1789 an datieren, auf den Trümmern der Gesellschaft ein Land para-

dießigen Glücks gründen, in dem es weder Stände noch den Unterschied von arm und reich gäbe, ein Land der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit! Dachte England nur an sich, an seine Befreiung von Druck und Gewalt Herrschaft, so wünschte das in Begeisterung ausloshende Frankreich alle Völker zu befreien, wollte allen sein Heil zuströmen lassen, allen die Bruderhand und den Bruderkuß geben, sie alle an sein glühendes Herz ziehen; so lag in der französischen Revolution ein Zug von Humanität und Sentimentalität, der in der englischen nicht zu finden war. Es fehlte der viel egoistischeren, phantasieloser und realeren englischen Revolution das hohe Lied von den Menschenrechten, das Frankreich, um der Propaganda willen, vor ganz Europa anstimmte; sie dachte niemals an Propaganda und blieb lokal. In ihrer unmittelbaren Wirkung beschränkte sich die englische Revolution auf England und gewann keinen Einfluß auf das Leben anderer Nationen; in ihrem Kampfe mit Karl I. nennen sich Hampden, Pym, Cromwell, Bane mit größtem Stolz Engländer, keiner brüstet sich mit internationalen Gefühlen oder lebt in kosmopolitischen Theorien; ein „Vertreter des Menschengeschlechts“ wie Anarchus Cloots würde unzweifelhaft sofort nach Bedlam geschafft wurde sein. Welche politischen Theorien immer Milton und Bane zur Beglückung der Welt aufstellten, dieselben blieben über dem Kanale unbeachtet, und wenn auch Cromwell noch so viel Siege daheim in den drei Reichen ersocht, so dachte doch kein Volk daran, dem englischen nachzuahmen und seinen Fürsten gegen das zweifelhafte Glück einer Republik auszuwecheln.

Kehren wir nach dieser Abschweifung über das Meer nach Frankreich zurück. Zwei Leidenschaften wühlten Frankreich auf, ein untüglbarer Haß gegen jede Ungleichheit, somit die Sehnsucht nach voller Gleichheit, und die Begierde nach Freiheit; stets aber behielt die Gleichheit den Vorzug vor der Freiheit; die letztere erschien später auf dem Programm und verschwand zuerst davon. Das Haupt des Königs rollte in den Sand des Gräveplatzes; die Franzosen tasteten in schonungsloser Weise die Freiheit der Welt an; die Freiheitsliebe wurde der Diktatur des Pöbels gegenüber im Innern unhaltbar, Republik, Direktorium, Erster Konsul und Kaiser luden gnadenlos anderen Nationen das schwere Joch auf den Rücken, ohne sich um deren Recht auf Selbstbestimmung zu kümmern; niemand dachte mehr an Menschenrecht und Freiheit, die Kette der Knechtschaft hing an Frankreichs Hüften. Das feudale Frankreich beschloß seine Existenz mit dem 14. Juli 1789, an dem die Bastille feigen Verrat und Wortbruch zum Opfer fiel, und mit der Nacht des 4. August; am 5. August erwachte das Volk in einem neuen Lande. Wäre die Revolution nur auf materielle Erneuerung und bürgerliche Gleichheit abgesehen gewesen, so hätte sie hiermit ihren natürlichen Abschluß erreicht; aber es galt ja noch die politische Freiheit. Frankreich hat sie meiner Ansicht nach nie erlangt, wenn es auch der Welt das wechselreiche Schauspiel bot, in hundert Jahren sechs Herrscher abzusetzen und beständig mit Königtum, Republik und Kaisertum Experimentalphysik zu treiben; vor einem Jahrhundert „organisierte“ der hochherzige Carnot die auswärtigen Siege der Republik, heute konnte sein Enkel als Präsident derselben auf einer Weltausstellung ohnegleichen den Zeitgenossen die Triumphe Frankreichs auf den friedlichen Gefilden von Industrie und Kunst vor Augen führen; frei aber ist Frankreich so wenig wie er. Stand neben dem Großvater der Niese Napoleon, so bedrohte den Großsohn bereits ein Boulanger, ein Beweis für die Schwäche der Republik, die nur aus Mangel an einem tüchtigen und eigensten Prätendenten ihr Dasein so lange fristen kann.



Kosmogonie.

Von
Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

Im Urwalde tief verborgen befand sich ein großartiger Ameisenbau. Das Völkchen, das ihn bewohnte, war fleißig und weise, es hatte sich im Laufe der Jahrhunderte eine vortreffliche Verfassung und ebensolche Gesetze gegeben. Die Wissenschaften wurden in Ehren gehalten, die Künste gepflegt; so blühten sie denn auch und trieben reiche Früchte. Fortwährend entdeckten die Gelehrten ewige Wahrheiten, und die Künstler hörten nicht auf, unsterbliche Werke zu schaffen. „Eine Civilisation wie die unsere,“ sagten die Ameisen, „kann nicht mehr untergehen. Künftige Geschlechter werden das Erbe antreten, es vermehren und im unaufhaltbaren Fortschritt zu einer Vollendung gelangen, von der sogar das ameiseliche Ahnungsvermögen sich keinen Begriff machen kann.“

In diesem Hochgefühl schwelgte die Nation, und es begeisterte sie zu immer neuen und edleren Bestrebungen.

Da ereignete es sich, daß eines Tages ein Löwe des Weges kam. Er bemerkte den Ameisenbau nicht und schritt gemächlich mit breiten Tritten über ihn hinweg. Dabei wedelte er mit dem Schwanz, denn ihm war heiß, und wedelte den ganzen Bau samt seiner Kultur und den ewigen Wahrheiten und den unsterblichen Kunstwerken so gründlich fort, daß keine Spur von ihnen übrig blieb.

II.

„Schau,“ sagte ein Kolibri zu seinem Weibchen, das neben ihm auf einer Pflanzblüte saß, „da hat ein großer Erdentretter eine Menge kleiner Erdentretter vernichtet.“

Das Weibchen zwitscherte: „Schade! Diese kleinen Klumpen sind so nett hin und her gerollt um ihren großen Klumpen; es schien fast, als ob sie es wären, die ihn wachsen machten. Ich habe mich manchmal gefragt,“ setzte sie nach einer Pause hinzu und bemühte sich geistreich auszusuchen, „ob sie sich nicht am Ende doch absichtlich bewegen und einen Willen und sogar einen Ansat von Seele haben.“

„Gerade soviel als die Blätter der Bäume. Die rühren sich auch zeitweise; sind deshalb sie die Ursache seines Wachstums?“ spötelte das Männchen. „Nein, geliebte Einfalt, schreibe ihnen nicht zu, was das alleinige Erbteil der ersten unter den geflügelten Lebewesen ist — der Vögel, und ganz besonders der Kolibri, weil sie die feinsten, die schönsten sind, und weil die Geschwindigkeit ihres Fluges mit der Geschwindigkeit des Schalles wetteifern kann. Für uns scheint die Sonne, für uns bringt die Scholle, das Wasser, die Luft Nahrung in tausendfältiger Gestalt hervor. Wir sind der Mittelpunkt alles Seienden, vollendete Vögel, angefangene Engel; denn als solche schweben die seligen Geister unserer Vorfahren um das Nest des höchsten Engels, nach dessen Vorbild wir geschaffen sind, der Himmel und Erde und das Schicksal jedes einzelnen Kolibris in seinen mächtigen Fängen hält.“

Das Weibchen verstand ihn zwar nicht, bewunderte ihn aber doch sehr, beeilte sich auch, ihm recht zu geben, denn sie befanden sich noch in den Flitterwochen.

Heroica.

Von
Carl Bleibtreu.

II.

Trafalgar.

(Fortsetzung.)

Weiße Wellen, Azur und Purpur gemischt, blizen auf an ephischer Küste, wo alte Städte kühn sich erheben, sagenwolle, rebenumschlungene, wo blühende Granatweige fast bis zur Brandung niederhängen. Meeridyllen in dustatmender Ferne, tauchen Inseln von edelgemeißelten Formen wie Wasserblumen empor. Sanft umfließt die wohligh rauschende Flut den sammetweichen, schneeweiß oder hochgelb schimmernden Sand. Vorgebirge sprengen sich ein in die feinen Uferlinien, bläulich wie Saphire, von zartflimmerndem Lichtnebel umschwommen. Magisch spiegelt sie die azurne Ätherhelle und das smaragdene Wasser, aus welchem narkotisch durchdringender Salzduft unwiderstehlich den Schwimmer lockt. Rings wellenfülle Höhlen, wo Meersterne und Meerespinnen einjodeln. Schlüpfend ziehen Trinatrias Nymphen Woge nach Woge in dämmrige Grotten hinab.

Ja, noch rauscht es auf und nieder, das alte Ionische Meer, wo der römische Adler den Hai Carthago, das Secun-geheuer, mit dem ehernen Fittich und Fang betäubt. Noch blüht der alte Nektarwein, der einst die Griechenherzen gelabt. Aber drüben trauert im Abendschweigen das Totenfeld von Syrakus, und auf dieser Walfstatt der Geschichte kauert nur noch ein Trümmerriesel. Die Herrlichkeit der Tempel, der Riesenstädte, wo das Glück gethront in marmorstolzen Gassen, Selinunt, Syrakus und Agrigent — alles versunken. Auf der zerfallenen Bühne jener Riesentheater, wo der Chor des Aeschylos die Cumeniden heraufbeschwor mit dem geringelten Schlangenhaar — dort, scheint's, hat Natur erblickt, was sie vor Schreck zu Stein erstarren machte in öder Trümmerwildnis: das Medusenhaupt der ewigen Vernichtung.

Verwehung haucht aus Gräften der Vergangenheit, doch in ewigem Auferstehen jauchzt der Schöpfung Werbedrang über Siciliens Fluren sein hochzeitliches hohes Lied. Bronzebraune, wolkenhohe Gipfel lassen die Meeresweiten zu ihren Füßen tiefer erblauen in wonniger Klarheit, als schwämme dort traumhaft ein zweiter Himmel.

Myriaden Nachtigallen besingen Tag und Nacht Millionen goldener Früchte. Kaktusfeigen paaren sich mit der Fülle des Johanniskrautbaums. Raute und Rosmarin säete Ceres zwischen die Falten des glühendroten Kalkgesteins. Lichtumflossen winden sich Weinreben um herrliche Bäume, sich wiegend in der lauen, berausenden Luft, wie tanzende Bacchanten. In schwelgerischen Schöpfungsjubel scheint Sicilien, vom Abendpurpur umwallt, in ein Blumenmeer zu versinken. Und endlich wächst die scheidende Sonne wie eine Feuerrose am Horizont hin, das Verggelande erblaßt zu tiefgrüner Sammetfarbe. Mondnacht! Den violetten Golf durchfluten breite, silberne Strahlenströme, über welchen der schwarze Mastenwald traumhaft schwebt; zwischen ihnen gleiten traumhafte Schatten, zahllose Barken. Märchenhaft taucht der schlauke Leuchtturm auf. In der Ferne scheinen die mächtigen Kriegsschiffe auf dem mondhellten Gewässer wie in klarer Luft zu schweben. Aus dem

Laub und Geblätter der Orangenbäume und der stacheligen Kaktus heben sich phantastisch die alten maurischen Kuppeln Palermos, zierlich eingesponnen, lauschig versteckt. Wo ringsum flammt unendliche Pracht, in voller Sommerglorie, wie ein heiperischer Hain, von Öl und Wein triefend, da wandelt nun der Wagen Selenes über die himmlische Säule des Atna weg, dessen erhabener bläulich-gelb-schwarz-schwefelweißer Aschenkegel den Horizont abschließt, während weiter landein schön-geschwungene Gebirgsketten die flimmernden Lichter des Sternennreviers grünen. Hier leuchtete der Atna, eine Fackel, über Proserpinas Blumenspielen. Und das Feuertland mit all seinen tiefausgehöhlten Gossen hat dem Strahlenregen der Gestirne, ganz Danaë, sich aufgethan. Des Orion vielfältige Kerzen flimmern der Frühe entgegen. Im Osten tagt es frostfarben. Dann dampft purpurner Dunst der Morgendämmerung über Meer und Land, und das Zwielficht Orions verlischt.

Die Schwingen der Nebel senken sich von den Bergarmen thalab. König Atna tritt majestätisch hervor. In der Morgenklarheit der Luft erscheint er so nahe, daß man die Faltungen, Ranten, Zinken, Geflüste, höckerartigen Kegel erkennt.

O, vergeßt doch, Ihr kleinlichen Menschlein, im Anblick dieser Alpen und dieser Meere die verworrenen Händel der Welt! Schwebt nicht dort vor den entzückten Augen bei Palermo der Berg San Pellegrino, eine leuchtende Zaubergestalt, deren Haupt Silbergewölk umspinnet? Ganz durchglüht ihn durchsichtiger Purpurbrand, denn die rosenfingerige Eos blüht über Sicilien. Und nun liegt er da wie in überirdischer Sphäre, wo kosmische Sonnenweiten sich erschließen. In krystallreiner Frische des Morgens trägt der alte Vater Okeanos den Urhauch der Ewigkeit ans Gestade. In mächtigen rhythmischen Jügen dringt sein tiefauströmender Odem ans Ohr der kleinbeschränkten Erde, deren Muscheln ein dumpfes Echo nachlassen. Diese ewig gleichförmigen Takte des endlos Quellenben, des endlos Flutenden, sollten alles Menschliche, alles Gegenwärtige in Schweigen begraben, in Schweigen und Demut.

Aber lautes Geschwäg und Gelächter tönt vom glatten Quarterdeck der britischen Admirals-Fregatte, die dort vor Anker liegt, wie ein böser Kettenhund, Unglückliche bewachend, gefangene Freie. Palermo und Messina, wohin die Fahne der parthenopäischen Republik von Neapel her verpflanzt, liegen zerschmettert, gefesselt am Boden, von den Feuerschlünden des „freien Albion“ wie von bösen Argusaugen bedroht. Die stolze Königin der Meere, das Eiland der Weisen und Freien, hat seinen Nationalhelden selbst entsandt zu solch rühmlichem Werke.

Wer tanzt da herum wie ein betrunkenner Kesselflicker, wüßt wie der gemeinste Matrose, daß die Ordenssterne auf seinem goldgestickten Uniform-Spenzer klirren und rasseln? Wer mag's sein, dieser kleine, würdelose Mann mit dem wettergebräunten Gesicht, den harten blauen Augen, den strohgelben langen Haaren? O, die Meere kennen ihn und die Flotten der Franzosen, die er in heldenhaftem Wutkampfe vernichtet: Lord Nelson „vom Nil,“ wie sein dankbares Vaterland ihn rangstempelte.

In südlicher Lichtfülle erstrahlt das hyazinthenfarbene Meer. Aber der blaue, elyrische Himmel bezieht sich mit flatternden Wolken. Violettt schimmert der Küstenfaun, in finstern

Farbentönen erglüht der Ocean, tiefschwarz und dunkelgrün, in der Ferne gelb erglänzend oder in zartem Rosenrot. Ein Vorgebirge, schartig gezimt und zadengepanzert, bäumt sich darüber in dunkler Majestät, das Kap von Trafalgar. Und zu seinen Füßen rauscht es und dröhnt's. Ein Gemälde steigt herauf von schwermütig unheimlicher Pracht. Schwarze Kolosse, die hier geankert, lösen sich los und wälzen schwer ihren Drachensleib. Fregatte an Fregatte schnaubt heran und zieht, tiefaus-rauschend, phosporfischillende Furchen, Flotte gegen Flotte steht gewaltig da.

Horch, bum! Dampf rollt der Donner die Ufer entlang, aufgefangen vom Echo der Vorgebirge. Krach auf Krach! Dem ersten Signalschuß folgt die erste Breitseitenlage. Hochauf stürmen die von der Wucht der Schiffskolosse ausgewählten Wogen, die noch vor kurzer Spanne Zeit wie ein in sanftesten Farben glühender Teppich sonnenvergoldet sich hingerollt.

Die hochgehörnten Büffel, die rudelweise aus dem Nachtquartier unter Kork- und Steineichen schnaufend zum Strande herunterwandeln, um, langsam grasend, das Salzwasser zu saufen, fliehen stampfend und brüllend vor dem Donner der vielhundert Feuerschlünde. Stachelschwein, Schildkröte und Schlange flüchten von der Weide des nahen Seediedichts tiefer landein, erschreckt wie vor einem Erdbeben. Den betäubenden Geruch der Meerwidnis ersticht der reizende, scharfe Gestank des Pulverdampfes.

Heißer wird's und heißer am Strand; lauter brüllt die Seeschlacht. Fliegende Sonnenstäubchen durchschillern die Luft, die Klippenkegel flimmern von Hitze. Das grünigokere Wasser wogt und wallt wie brodelnd. Auf dem schroffen Vorgebirge scheinen die schwanfenden Zwergpalmen vor der Glut ver-schmachtend zusammen zu sinken. Die Möwen, sonst hineinjauchzend in die heilige Salzlut, lassen angstvolles Geschrei vernehmen, und dann verscheucht sie ganz das Donnern, die unerträgliche Glut und der Qualm des Feuergefechts. . . .

„Jetzt läuten daheim in Albion die Sonntagsglocken für unsere Töchter; aber ehe der letzte Ton verhallt, werden wir ein Läuten anheben um des Feindes Ohren, das ihm durch Mack und Bein gelst bis ans jüngste Gericht!“

Nur 27 englische Orlogs gegen 33 französisch-spanische; aber Nelson kommandiert. Er steht auf dem Deck seines Admiralschiffes, genannt „Der Sieg.“ Die Uniform weit aufgerissen, die langen Haare flatternd im Winde, jeder Nerv angespannt, Blick und Seele starr, frampfhaft, auf den Feind gerichtet, . . . der kleine Mann wächst und wächst, wie ein Kriegsgott der Meere, wie ein düsterer Poseidon, der seine mächtigen Locken schüttelt. Nur sie ist fern, Amphitrite . . . die Gattin seiner Seekönigs liebe . . . vielleicht tanzt sie gerade ihre so beliebten Shawltänze . . . aber er denkt an sie, vorübergehend, sekundenrasch . . . dann wieder nur der Feind, der Feind . . . Heute morgen hat er sein Testament gemacht . . . „ich empfehle meine Tochter Horatia der Nation“ . . . ja, das war gut, das werden seine Landsleute billigen . . . prüde oder nicht; die natürliche Tochter Nelsons . . . Vorwärts, auf mit der Flagge! Hißt das Signal zum allgemeinen Vorbrechen rechts . . . ah, gut, es geht gut . . . Ha, seht, Kinder, wie dort drüben Kommodore Collingwood, der wackre Kerl, sich an die Franzmänner macht! Ihr werdet mich doch nicht im Stiche lassen? Was würde man zu Hause von uns sagen! Was,

he? Los! — Das geht wie geschmiert, Goddam, wie bei Abukir! In zwei Stellen ist die feindliche Linie durchbrochen, jetzt aufrollen von rechts . . . Die britischen Flaggen schiffe signalisieren einander: „All recht?“ „All recht!“ . . . So recht, Zungens, gebt's ihnen! Die Breitseite sah! Kartätschen eingeseht! Der Feind will entern . . . Haha, da wär' er abgeblüht! Nur immer drauf los, meine lustigen Leute! „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit thue!“ — War gut, die Lösung . . . hat die Kerls gepackt . . . Ja, England, England! Was, landen will er bei uns, dieser Nichtsnutz Bonaparte, dieser elendige Strandräuber? Ich leg' ihm's Handwerk. Wollen doch mal sehen, ob dieses Lumpenpack von mageren Suppenlöfflern, diese windige Franzmannschaft, die Welt füranzen soll! Wir sind auch noch da! . . . Hoffe, das Volk daheim wird zufrieden sein mit mir . . . Verdammte, die Granate traf beinahe! Na, hab' mir ja meinen Sarg schon zimmern lassen aus dem Mastbaum des eroberten Admiralschiffs L'Orient . . . Abukir . . . heute ist ein größerer Tag! . . . Ja, das ist recht, Zungens, stimmt an, brüllt, daß Euch die Lungen bersten . . . Das thut gut, wie'n steifer Grog bei kühler Brise . . . Verdammte, ein Schluck Brandy jetzt, das wär' was fürs Gemüt . . .

„Derriche, Britannia, über die Wogen,
Briten soll'n nimmer Sklaven ja sein . . .“

Das Nationallied . . . es überönt das Brausen der Wogen, das Heulen der Geschosse, die in Masten und Eichenwände hineinschlagen, daß die Holzsplinter weithin umherstieben. Man wadet im Blut auf den schlüpfrigen Decken, die Geschütze glühen zum Springen, man glitscht aus, man stolpert über ätzende, verstümmelte Leiber . . . Aber nur weiter in der schrecklichen Arbeit! Die Geister der Väter ziehen über den Wellenplan, Seefönigsöhne, deren Grab der Ocean, mit der Rotkreuzflagge drüber . . . Da! Eine Büchsenkugel vom Hockmars des französischen Linienchiffs Redoubtable . . . Himmel und Erde, stürzt nicht ein, Meer, bäume dich nicht vor schauerndem Schmerz . . . durch die Lunge ins Rückenmark . . . „Es ist aus mit mir. Wie sieht die Schlacht?“ „Sehr gut, Mylord, 15 feindliche Schiffe haben die Flagge gestrichen.“ „Ich hoffe, keines der unsern?“ „Keines.“ „Gut. Ich bin ein toter Mann. Thut nichts, bin zufrieden. Ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

Um das bleiche Salbkraut, die purpurnen Moose, die vom bitteren Seewind verdorrten Halme an den Uferfelsen flattern Möwen, zum Neste heimgekehrt, mit harfenstimmigem Geviep. Die bläuliche Stranddistel bebt wie beklommen an spärlich umbuschter Bucht. Nur manchmal schluchzt ein Wasserschuh oder ein anderes Strandgebügel auf, wie die Seele eines Ertrunkenen, der aus dem Meer nach oben verlangt. Dem abendlichen Meer entschwingt sich funkelnd Trafalgars Vorgebirge.

Klagegeschrei von Habichten und Falken, die jetzt wieder scharfäugig auf dem dünnen Gestein sitzen, geller Jagdruf hochschwebender Geier verkündet, daß das Raubzeug der Lüfte nach lebenden Wracken forschet, die von dieser Seeschlacht düsterer Walfstatt ausgespieen. Nacht! Dunkel und starr, groß und ernst ruht Trafalgar da, wie der Sarkophag eines Helden.

III.

Die Sonne von Ansterlit.

Ein Zelt auf mährischer Höhe. Um einen rohen Tisch, der mit Karten bedeckt ist, sitzen auf Feldstühlen zu largem Umbiß

die Marschallsführer der Corps, sowie Herren vom kaiserlichen Hofhalt. In ihrer Mitte der Kaiser der Franzosen und König von Italien . . . ein anderer Mann, als jener gewisse Bonaparte, der auch so manches gethan, der an der Scheide des Jahrhunderts die Republik zum Fenster hinauswarf. Jener war mager und dürr wie Pergament, die tiefliegenden blaugrauen Augen loderten seltsam in dem fahlen Gesicht . . . so klein von Gestalt wie der macedonische Alexander, aber nicht jugendfeurig wie der, sondern finster verschlossen, vulkanisch. Der Kaiser Napoleon aber schaut gar behäbig drein, ihm scheint das Kriegsführen gut anzuschlagen. Die Nachtwachen und Sorgen des Regierens haben ihn fett gemacht, und mit jeder neuen Koalition wider ihn verbessert sich sein gefegneter Appetit. Geht das so weiter mit den Verschwörungen des königlichen Europa gegen diesen armen Friedensengel und Erwählten des Volkes, so wird er noch einen lächerlichen Wanst bekommen. Er unterhält sich lebhaft und angeregt über ein Thema, das ihm als früherem Dichterling immer noch am Herzen liegt, über die Schicksalstragödie des Corneille. Er spricht geistreich und beredt; die Politik sei jetzt das Schicksal, doch seien freilich jene geheimnisvollen Mächte nicht zu verkennen, für welche die Alten das Wort „Fatum“ erfanden. Damit stimmen die Seinen ganz überein: Jawohl giebt's ein ganz besonderes Schicksal, ein napoleonisches Specialschicksal; sie glauben ja alle blindlings an Seinen Stern. Bedürfen wir weiter Zeugnis? Heute ist Napoleons Krönungstag, am 2. Dezember hat er sich in Notre-dame die Krone aufs Haupt gesetzt, der neue Charlemagne . . . Diese ganze Nacht durch glühten die Freudenfeuer der Alten Garde, um den Jahrestag recht festlich zu begehen . . . Und siehe da, dort unten im Thal harret ein vernichtungsreiches Doppelheer zweier Kaiser als sichere Beute auf den zermalmenden Sieger! Wer wollte da zweifeln an Schicksal und Stern! Nichts kann Ihn aufhalten in Seinem ehernen Gange.

. . . Unten in der Tiefe bei den Vorposten beraten zwei Reiter. Das Gefolge in glänzenden Uniformen, russisch grün und österreichisch weiß, hält hinter ihnen.

„Gott sei Dank,“ hebt der jüngere von beiden an, ein schöner, eleganter Jüngling von ritterlichem Behaben, mit einem offenen, glattrasierten Gesicht wie Milch und Blut, in dessen offenen, naiven Blauaugen jedoch eine heimliche Verschmiztheit lauert, „Bonaparte bleibt stehen. Nachdem wir drei Tage strategisch den Boden gestampft, packen wir ihn endlich zur Entscheidungsschlacht. Er ist verloren.“

„Welche Ev. Majestät,“ verlaubbart sich hinter ihm sein Günstling Fürst Dolgoruki, „daß ich alle Vorposten in der Nacht beritt. Schärfte ein, ja aufzuwachen, auf welchem Weg sich die Franzosen zurückziehen. Doch nichts hat sich gerührt, sie halten wirklich stand. Wen Gott verderben will, den blendet er.“

„So ist's, mein Lieber. Ich, mein Herr Bruder, fürchtete nur das eine, der Feind würde die Nacht benützen, um zu entwischen.“

„Um, ha!“ hüstelt der gute Kaiser Franz; ihm scheint die Sache nicht ganz geheuer.

„Alles in allem wird dieser Bonaparte bedeutend überschätzt. Mein Gott, das Glück hat ihm geholfen, aber heute wird sich's ja zeigen . . . er hat noch keine russischen Truppen geschmeckt . . . die Schlacht ist ja strategisch ohnehin für ihn schon verloren. Nicht wahr, Kutusoff?“

Der dicke, unbehilfliche Generalissimus, den Kantjchu über den Sattel gehängt, verbeugt sich schwerfällig und nickt. Er ist Stockruße und haßt die Deutschen, obschon böse Zungen behaupten, auch seine Ahnen seien baltischer Abkunft und hätten Kutuw geheißten — den „soff“ haben sie sich später angewöhnt. — Im Stab des Zaren murmelt man durcheinander: „Wenn nur die jämmerlichen Österreicher nicht wären, diese Heerverderber und Allesverlierer, damit das heilige Rußland allein die Gloire erringe, als St. Georg wider den Drachen der Revolution und ihres gekrönten Vertreters, dieses ekelhaften forsjischen Parvenu!“

„Horch!“ Ein dumpfer Haubitzenchuß bummelt durch die dicke Luft.

„An die Arbeit, meine Herren!“

„Dieser Nebel! Man kann halt keine Hand vor Augen sehen. — Sagen's,“ wirft Kaiser Franz zaghaft hin, „ist der Bonaparte auch wirklich umzingelt?“

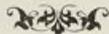
„Unentzimmbar, Herr Bruder! — Vorwärts! Die Kolonnen setzen sich in Bewegung.“

... Ein Ordnonanzoffizier des kaiserlichen Hauptquartiers, himmelblau mit Silberknäuren auf weißem Berberhengst mit wehender Tigerfellschabrake, rast heran: „Melde, Sire, daß der Marschall Soult zum Vorstoß antritt. Der Feind rückt vor.“

„Sehr gut. Zu Pferde, meine Herren!“ Napoleon zieht lächelnd ein Paar weißgewaschene Handschuhe an, ihm ist wohl. „A merveille, sie greifen mich wirklich an, man sollt' es nicht glauben. Aber ich will ihnen heimleuchten. Ich bin da und zu allem bereit.“ ...

Die Sonne, die Sonne! Alles geschlagen, zer schlagen, vernichtet! Endlose Flucht! Wo die Österreicher stritten, die Erde mit Leichen bedeckt, wo die Russen standen, wegge worfene Tornister und Gewehre! Man flüchtet über gefrorene Teiche — Bomben darauf — das Eis bricht — alles ertrinkt — alle Kanonen der Russen fallen in Feindeshand — die späte Sonne geht auf und beleuchtet die Winterlandschaft; sie hat den Moskowiterpopanz geschmolzen ... Geschmolzen sind die Heere der alten Monarchen, wie Sennacheribs Wagenburg vor dem Ddem des Herrn ... Siehe da, die Sonne von Außerirdig!

(Fortsetzung folgt.)



Die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

Studie
von
Dr. Siman.
I.

Der Drang nach Erkenntnis.

Als in der formgebenden Seele des Hellenen zum erstenmal der drängende Sturm des Menschengewisses nach den höchsten Zielen des Daseins sich verkörperte in dem Kampfe der Giganten und Titanen gegen die Götter, da gab sie den endlichen Sieg den Olympiern. Vergebens war es, daß die Söhne der Erde den Ossa wälzten auf den Pelion und schwellend in trotziger Kraft das Verjagte erzwingen wollten auf felsigen Pfad; vergebens, daß Rhötus und Briareus mit Keulen beehrt den Zugang versuchten zu jenem Gipfel, auf dem die ewige Heiterkeit des Götterlebens thront

und das Entzücken des Göttergleichseins den Stürmenden winkt. An die Stelle der riesenhaften Söhne der Mutter Gaa trat der Mensch, in dessen Seele Prometheus den Feuerfunken gelassen, der, ein Geschenk des unverjöhnlichen Feindes der Götter, ihn treibt durch alle Ewigkeiten zu jenem rastlosen Forschen und Streben nach dem Verjagten. Durch Ionen fügt er mühsam Bausteine an Bausteine, einen Turm zu errichten, von dem er den Sprung wagen möchte in das erträumte Götterglück, die Wahrheit zu kennen und eins zu werden mit ihr. Und was all die Großen des Geistes geschaffen, das sind nur Ecksteine vielleicht, dem Gefüge Halt zu geben und Festigkeit, und nur das Auge des Handlangers glaubt noch bisweilen, daß der Bau vollendet und vollkommen sei. In Pommern, so klingt es aus einem der Grimmschen Märchen, da liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in die Breite, eine Stunde in die Höhe und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelein und wegt sein Schnäbelchen daran, und wenn der ganze Berg abgeweht ist, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit vorbei. — Wie vieler solcher Sekunden aber bedarf es, das Geheimnis jener Ewigkeit zu ergründen, durch den ungeselligen Ocean des Richterforjdten hinüber zu gelangen in das Reich des wahrhaften, objektiven Erkennens! Und wie den nimmermüden Pilger Odysseus immer neue Gefahren fortzudrängen suchen von dem ersehnten Ziele der goldenen Heimkehr, so hat der denkende Geist, der an dem großen Baue der Menschheit arbeiten will, gegen mehr als einen Poseidon, gegen andere Gefahren, als Scylla und Charybdis sie bieten, gegen jühere Verlockungen, als den Gesang der Sirenen und der schönlockigen Kalypso Brautgemach, zu ringen; und nicht die Kraft des Geistes allein, sondern die Kraft der Gesinnung ist es, die ihm forthelfen muß, wenn er munitvoll erlahmen will an jener Aufgabe, die nie dazu bestimmt scheint, die ersehnte Lösung zu finden. Dort gerade, wo der Mensch, dem sein kleines Ich so riesengroß erscheinen will, den Quell zu finden meint für alles Leid, in der Beschränkung des Einzelnen dem Ganzen gegenüber, da rieselt der Quell, der die Wurzeln seiner Größe bespült. Denn zu wirken für die Gattung, das ist ihm bestimmt, und höher steht es, Arbeiter zu sein am Riesennetze des Geistes, als am Gemeinen hartend, spurlos sein Erdemwallen zu beschließen. Mag uns die Welle heben und endlich verschlingen, an unseres Daseins unendliche Kette ringen sich neue Geschlechter. — In solchem Sinne betrachtet ist jegliches Wollen ein neuer Fortschritt, und wenn auch das Alte oft wertlos geworden erschienen mag vor dem gefundenen Neuen, so ist doch der Boden, auf dem das Bessere erblüht, gelodert und bereitet von der Schaufel des Früheren, so ist der Wert des Neuen undentbar vielleicht ohne den Fehler des Ersten.

Betrachten wir unter solchem Gesichtspunkt als den Zweck alles Geisteslebens der Einzelnen das Weiterschreiten der Gesamtheit zum höchsten Ziele, so können wir ihn dem ursprünglichen Sinne jenes Wortes gleichsetzen, mit dem der Hellenen das Wesen solches Dranges bestimmte, der „Philosophie,“ der „Liebe zur Weisheit.“ Voll und ganz liegt in der Vereinigung dieser beiden Begriffe „Liebe“ und „Weisheit“ das Höchste bezeichnet.

Jegliche Liebe ist nicht nur, wie Spinoza sie definiert, ein Lustgefühl, verbunden mit der Vorstellung ihres Gegenstandes, sondern sie wird vielmehr gekennzeichnet durch ein bewusstes oder unbewusstes Drängen nach einem nie völlig erreichbaren Ziele, sie kann nie ruhen und rasten, sich stets von neuem zu bethätigen, und führt doch nie zu voller Befriedigung; so hat jene Liebe zum Durchbringen und Umfassen der Wahrheit nie ein Endziel, dort zu ruhen vom unendlichen Wege. Durch diesen unstillbaren Drang wird der Mensch im Tiefinnersten der Seele erregt und auf Wege geführt, die über praktische Ziele hinaus zur Lösung aller Probleme des Daseins leiten sollen. Gleich dem Kunstdrange verlangend, „Vermittler des Unausprechlichen“ zu werden, wird der Weisheitsdrang wie jener geboren im Kernpunkte der Seele, und die

Reime beider ruhen im Grunde der Seele nahe aneinander, so daß ihre Zweige sich ineinander schlingen zu gefelligem Verein. — Ein unbestimmtes Drängen nach Höherem scheint ursprünglich wohl jedem Einzelnen gegeben, und jeder empfindet einmal das Bewußtsein davon. Wenn im brüllenden Sturm und unter zukenden Wogen „das Gespenst der Ewigkeit gegen uns andrängt,“ wenn unter ungeheuren Felsenmassen stehend wir den Wind durch die Schluchten brausen hören, dann taucht wohl in uns die Frage auf, die Heines Jünglingsmann an die Wellen richtet und die blinkenden Sterne:

„Was ist der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo gehet er hin?
Wer wandelt dort droben auf ewigen Sternen?“

Solch tiefinneres heimendes Gefühl, das vergebens nach der Lösung qualvoll-uraltens Rätsels drängt, lockt den Menschen des Paradieses, für die Früchte vom Baume der Erkenntnis glückselige Ruhe zu opfern, schuf jenen fanatischen Drang, der jeden Menschen verzehrt, dem nicht nur des Genusses wegen der Tag erblüht; jenen Drang, der, über das Alltägliche verlangend in das Reich der reinen Erkenntnis, die Grundlage bildet aller Philosophie, schuf den Kanon der höchsten Meisterwerke der Kunst: der Titanentrog des Achilleischen Prometheus, welcher, des Menschengeschlechtes Genius, im Abgrunde versinkt, der Held des Buches Hiob, Dante, der den Flug zu den Sphären an der Hand selbstloser Liebe versucht, Calderons Magus, Faust, der „die Welt in Trümmer schlägt, sie prächtiger aus seinem Busen zu gestalten,“ der, bis in das Reich der furchtbaren Mitter dringend, sich in den ewigen Abgrund der Dinge versenkt, Lenans und Byrons mächtigste Gestaltungen — sie verkörpern solche Sehnsucht.

Das Objekt aber der Liebe ist Weisheit, nicht einseitiges Wissen, nicht selbstzufriedene Vielwisserei, sondern Kenntnis der Gesetze und des Zusammenhanges aller Dinge, ein Gebäude, errichtet nicht zu unmittelbarem Nutzen auf der Grundlage der Gesinnung.

Betrachten wir vorerst die eine Seite der Weisheit, das Wissen, das naturgemäß mit der anderen Seite, der Gesinnung, ein unauslöschliches Ganzes bildet, so erscheint jedes Einzelwissen, jede Wissenschaft nur als ein Ausfluß der Mutterwissenschaft. Ein Gleichnis mag die gegenseitige Stellung heller beleuchten. Wie bei den Griechen und Germanen tief innen das Bewußtsein schlummerte, daß nur ein Gott sei, jener unbekante Gott, dem in dunklen Ahnen das Volk von Athen Altäre setzte, und von dem der Apostel zu ihm predigte, — wie die Göttergestalten, die das plastische Vermögen des Volkes sich schuf, Emanationen des einen, höchsten Gottes sind, so daß selbst des Homeros rauhester Gott, der mörderische Ares, reich mit individuellen Eigenschaften ausgestattet ist und doch nur die Inkarnation der einen Seite des höchsten Zeus bildet, wie endlich auch dieser, der über allen Göttern thronet, mit den Merkmalen der Individualität bestehen bleibt, vollständig des Ausdrucks fähig durch die Hand des olympischen Künstlers, so haben von der Philosophie sich ihre Töchter gelöst, aber in jener finden sie ihre Wurzel und ihre Krone, ob auch wohl in der Einzelnen Antlitz sich die Spur der Abstammung verwißt. Wer die Rechtskunde, die technischen und Heilwissenschaften in ihren höchsten Höhen zu erfassen sucht, der wird es sehen, wie ihnen allen die gleiche wesentliche Grundlage eigen und notwendig ist. Nach zwei scheinbar entgegengesetzten Richtungen, die dennoch, wie wir sehen werden, durch die gemeinsame Mutter zu einer Vereinigung ihrer Krone gelangen, dürfte eine kurze Auseinandersetzung notwendig sein: Naturwissenschaft und Theologie; und in weiterem Verfolg wird gerade nach diesen beiden Seiten sich die enge Verknüpfung herausstellen. Das Entstehen einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise setzt nichts anderes voraus, als die Erkenntnis, daß etwas geworden ist, was zu einem anderen Zeitpunkt anders gewesen ist. Sie ist demnach auf rein mechanischem Boden erwachsen und sucht aus der Fülle der Wechselerscheinungen eine Reihe von Gesetzen festzustellen, die den Me-

chanismus der Erscheinungswelt als eigentlichen Gegenstand haben; dennoch aber hat sie, wenn sie auch den Anspruch darauf gemacht hat, mehr als die äußere Scenerie festzustellen, die Möglichkeit des Verständnisses eines inneren Zusammenhanges und Zweckes nur näher rücken, nicht erreichen können. In dem Leben eines jeden Naturforschers, sei er selbst der Vertreter des weitestgehenden Materialismus, kann der Moment nicht fehlen, wo er gesteht, daß ihm auf dem Wege mechanischer Entwicklung stets der Drususruf entgegenklingt wird: „Bis hierhin und nicht weiter!“ und wo er seine Zuflucht nehmen muß zur philosophischen Spekulation. Ein Beispiel gewährt der vielfach wiederholte Versuch, als letzte Konsequenz das Bewußtsein aus stofflichen Bewegungen zu erklären, jedes geistige Leben als ein Erzeugnis körperlicher Funktionen hinzustellen. Dieser Versuch, so glänzende Einzelergebnisse er für die Kenntnis physiologischer Erscheinungen erzielte, hat doch aus allen Kombinationen materieller Zustände niemals das Verhältnis der äußeren Bewegung zur Empfindung, niemals die Entstehung eines geistigen Zustandes analytisch erklären können. Immer vielmehr hat die erste Naturwissenschaft, wenn sie die Erscheinungen des Naturlebens auf ihre Grundprinzipien zurückführen und nicht lediglich die Unerklärlichkeit aller Naturvorgänge konstatieren will, eine Brücke suchen müssen zu dem heimatlichen Boden der Philosophie; erst hier hat sie wagen dürfen, den Blick auf das Höchste zu richten! — Daß andererseits die Philosophie in ihren Spekulationen sich nicht zu jenem Skeptizismus d'Alemberts verflüchtigen darf, welcher überhaupt zweifelte, daß es etwas gäbe, was dem Wahrgenommenen entspräche, — oder zu jener Anschauung, welche die Resultate der Naturwissenschaft sich nur insoweit zu eigen machen will, als sie mit dem in Schlüssen und Spekulationen Gefundenen in Einklang stehen, bedarf nur deshalb einer Ablehnung, weil solche Ideenkreise sich thatsächlich bei ersten Männern vorgefunden haben. Solch dogmatischer Idealismus, der von vornherein bestimmte Grundätze als unwiderlegbar selbst durch Thatsachen hinstellt, ist innerlich auch mit jener anderen Wissenschaft verwandt, von der er sich am weitesten entfernt dünken mag: der Theologie. — Der Stellung der letzteren nun werden wir in Anbetracht der sich mehr und mehr bahnbrechenden Notwendigkeit, sie der Philosophie unterzuordnen, gleichfalls kurze Erörterungen zu widmen haben. Der Gewohnheit aber, theologische „Dogmatik“ und „Religiosität“ ohne weiteres zu identifizieren, müssen wir sofort aus dem gleichen Gefühl entgegenreten, das uns verstimmt, wenn wir in Dantes Inferno die Denker des Altertums unwürdiger Strafe anheimfallen sehen, weil sie die Heilslehre der einen Kirche noch nicht kannten.

Die Aufgabe und Absicht jeder Theologie ist dahin gerichtet, daß sie auf Grund eines zusammenhängenden Systems den Weg aufzeige zur Religiosität, daß sie eine harmonische, sittliche Gesinnung erzeuge. Was aber ihr innerster Mittelpunkt sein soll, worauf es ihr in letzter Beziehung ankommen muß, liegt nicht in einer theoretischen Überzeugung, sondern im sittlichen und Gemütsleben des Menschen: „in der Beruhigung des Gefühls, der Erhebung des Herzens, der Läuterung und Kräftigung des Willens.“ Wüthig wäre ihr Ziel mit dem der Philosophie fast identisch, wenn sie nicht, entgegengesetzte Bahnen einschlagend, die Kirche, das Erzeugnis menschlichen Bedürfnisses, voranstellt den Bedingungen, welche dem Menschen seine Würde verleihen, indem sie den Intellekt des Einzelnen zermalmt unter der Walze ihrer dogmatischen Last.

Die Religiosität, an und für sich die Wurzel alles Daseins, muß bestehen, sonst schafft sich der Haß Eingang in das leere Herz, und wen der geistigen Gaben Füllhorn erreichte mit seinem Blütenregen, der wird ihre Notwendigkeit am sichersten empfinden. Aber die Religiosität bedarf nicht unumgänglich eines äußeren Gerüsts für jeden, sie darf vor allem nie ein solches Gerüst als den eigentlichen Bau betrachten; und wenn sie zu sinnlichen Dingen, zu gewissen Glaubensvorstellungen und Überzeugungen ihre Zuflucht nehmen will, so

darf sie es nicht vergessen, daß alles dieses nur etwas Abgeleitetes ist, daß es als Mittel gilt, der Fassungskraft des Volkes näher zu gelangen. „Wahre Religion,“ sagt Budde, „soll nicht durch die Lehre anderer erlangt, sondern von uns selbst erworben werden; sie läßt sich nicht aus dem Altertum erborgen, sondern muß aus dem Geiste eines jeden entdekt werden; sie ist keine Sache der Überlieferung, sondern der Person“ — und sicherlich, das philosophische Erkennen, eingeführt in die Bedürfnisse der Religion, hat der Sache Gottes nicht geschadet, sondern genügt; denn weiter ist der Weg, nach Diderots Wort, von der Philosophie zur Gottlosigkeit, als von der Religion zum Fanatismus, der nächsten Station zur Barbarei.

Die Theologie betrachtet, im Gegensatz zur philosophischen Auffassung der Prinzipien, ein Bestimmtes als aprioristisch unumstößlich und setzt sich bei ihren konsequenten Vertretern von vornherein in eine hierdurch scheinbar gefestete, thatsächlich ungenügende schwache Position gegenüber den Argumenten einer Vernunft, welche dogmatische Fesseln verschmäht. Jede theologische Doktrin nämlich nimmt zum Ausgangspunkte den Glauben an ihre Offenbarung und greift bei dem bescheidensten Zweifel des freimütigen Denkers zu den verrosteten Waffen, welche ihr diese Kammern bietet, oder sie schleift das Schwert der weltlichen Macht, die Zweifel der Intelligenz durch Blut zu ersticken.

Sicherlich sind alle Begründer großer religiöser Systeme eminente Philosophen gewesen, — ein Begründer der Religiosität überhaupt hat nie gelebt, — sicherlich hat jeder von ihnen mit scharfem und klarem Auge die Bedürfnisse seines Volkes und seiner und kommender Zeiten ebenso genau erfaßt, wie er die Notwendigkeit erkannte, in äußeren, weithin sichtbaren Formen seine Lehre dem gemeinen Auge faßbar zu machen; das aber gerade, was der Begründer jedes Systems als immerhin notwendiges Mittel ansah zur Durchführung seiner höheren Pläne, das ist der Theologie zum Zwecke geworden, — es entschwand die Religion, aber die Kirche erblühte. Eingekehrt, um Gutes zu schaffen, hat das Dogma den Formalismus gezeitigt und den Krieg. Der Weg der Geschichte zeigt überall die blutigen Spuren dieses Irrtums. Wie die religiösen Satzungen der Juden, die das „gluterdürre, ausgehörte diesseitige Leben nur als eine Vorbereitung zum Tode, die den dünnen, häßlichen Körper nur als eine Fessel der ringenden Seele betrachteten,“ den Fanatismus des Einzelnen auf das Subjekt selbst hinlenkten, daß es vorzeitig des Daseins Last in selbstgewählter Vernichtung abwirft, wie das Hellenentum seinem größten Sohne den Giftbecher an die Lippen preßte, weil er neue Götter lehre, wie das Judentum, in starrem Fanatismus versunken, einst den Arm des Meuchelmörders bewaffnete gegen Baruch Spinoza, wie die Lehre Mohammeds die Instinkte des Orients aufregte zu blutiger Vernichtung, so hat auch das Christentum, d. h. die äußere Gestalt, die Menschen der Lehre des weltweisen StifTERS gaben, seine Spuren in Blut getränkt zurückgelassen. Darum mußte verzweifeln der gemühtiefste deutsche Dichter ausrufen:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!“ —

Dem jene Grundsätze der Weisen wurden vergessen. Im Namen der Religion wurden Könige vergiftet, wehrlose Völker an den Stufen der Altäre ermordet und ihre Namen frühzeitigem Untergange geweiht, verlöscht von den Tafeln der Geschichte, die späte Rache erst ihnen bereitet in dem Gedächtnis der Nachgeborenen. Der Spruch: „Fiat justitia, pereat mundus,“ die Welt gehe in Trümmer, wenn der Buchstabe steht — wandelte immer wieder seine Form: die Religion vergehe, wenn nur die Kirche besteht. So ward, wie Ares dem Göttervater am wenigsten gleicht, die Theologie der Kirchen die Wissenschaft, die ihrer Mutter Züge am herbsten verleugnet.

Einen mittleren Weg schlägt innerhalb der theologischen Systeme aller Bekenntnisse jene Richtung ein, welche die Auffassung des Nationalisten anpassen will einem Systeme, das

doch als erste Existenzbedingung den Glauben zur Voraussetzung hat, der gegenüber den Skrupeln eines auf Erfahrungen und Schlüssen gegründeten Wissens eintreten und aushelfen muß. Sie hat im Altertume wie in der Neuzeit entweder durch logische Spielereien und Zweideutigkeiten die theologischen Mythen in eine Philosophie umzuwandeln verücht, oder sie hat das Recht des Zweifels ausdrücklich zugestanden und gar als Lebenswurzel genossen. Der Forscher begann die geschichtliche Wahrheit ohne alle Nebenrückichten zu suchen; statt daß die wissenschaftliche Überzeugung nach dogmatischen Voraussetzungen sich formte, wurden die dogmatischen Vorstellungen nach dem Ausfall der wissenschaftlichen Forschungen bestimmt. So wurde der Zweifel, dessen Natur ja auch die Grundlage zu prüfen zwingt, der Cartesius vor die Notwendigkeit stellte, seine eigene Existenz zu fixieren, überall der Totengräber des Systems. Denn er kann auch an jener Grenze nicht halten, jenseits welcher die Frage nach der Gewißheit der göttlichen Offenbarung aufstehen muß; überschreitet er sie, so kann die Religionslehre der Form entbehren, sie sinkt zurück in den Schoß der Philosophie, welche den Verstand als die erste und letzte Instanz entscheiden läßt, und erkennt, daß es „keine andere Offenbarung giebt, als die Gedanken der Weisen.“ Denn solche Offenbarung der Philosophie giebt es und nie ist sie verschwunden; wer ihr aber mit halben Ohr und mit halber Seele lauscht, der bleibt entfernt auch von der Religion; wer die Gedanken ihr eröffnet und ein willig Herz, der ist zu ihr zurückgeführt! In dem Suchen aber, nicht im Besitzen, im Ahnen des Ewigen, nicht im Genuß, wollten die Götter dem Sterblichen

„ihres eigenen ewigen Himmels
mitgenügendes, fröhliches Ansehen
eine Weile gönnen und lassen!“ —

(Fortsetzung folgt.)



Die Charakterzüge der französisch-schweizerischen Litteratur.

Von
Carl Spitteler.

Während die deutsche Schweiz vermöge ihrer größeren Bevölkerungszahl und dem näheren Zusammenrücken ihrer namhaften Schriftsteller zu örtlichen und zeitlichen Gruppen wiederholt vor der Versuchung stand, ein litterarisches Schisma gegenüber Deutschland zu vollziehen, haben im Gegenteil die französischen, oder wie man heutzutage lieber sagt, die „romaniſchen“ Kantone bis auf die neueste Zeit ihre Schriftsteller bloß als vereinzelte Zugaben zu der allgemeinen französischen Litteratur empfunden. Noch im vorigen Jahrhundert stritt man sich darüber, ob es überhaupt eine besondere Litteratur der französischen Schweiz gebe, und die Frage wurde damals vielfach verneint. Wenn gegenwärtig die Rollen vertauscht erscheinen, indem einerseits Bachthold eine „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz,“ andererseits Godet eine „Histoire littéraire de la Suisse française“ ankündigt, so bestätigt das nur auf Umwegen die Thatsache. Denn beide Titel müssen als ein Protest aufgefaßt werden: Bachthold protestiert gegen allfällige schismatische Gelüste, Godet will das Selbstbewußtsein der welschen Kantone auftrüben.

An beiden Stellen wird nun das schweizerische litterarische Leben durch zwei gemeinsame Grundbedingungen modifiziert und gegenüber dem deutschen oder dem französischen variiert: durch die Centrifugalkraft, welche über die Landesgrenzen hinauslenkt, und durch den kantonalen Partikularismus. Es fehlt nicht bloß der Gesamt-Schweiz, sondern auch jeder der beiden Hälften ein Centrum. Wie Bern, Basel, Luzern (mit den inneren Kantonen) und Zürich (mit der Ostschweiz) einander selbst

ständig und im Prinzip gleichwertig gegenüberstehen, so verhält es sich auch mit Genf, Lausanne und Neuchâtel; das eine oder andere dieser Kleincentren mag wohl in einem gegebenen Zeitalter dem andern thatsächlich geistig und literarisch überlegen sein, allein darum erkennt man ihm gleichwohl nicht von anderer Seite eine geistige und literarische Vorherrschaft zu. Unter solchen Umständen führt der Hauptstrom des literarischen Lebens von einem der genannten kleinen Mittelpunkte unmittelbar in die weite Ferne, hier nach Deutschland, dort nach Paris, und erst von da sucht er den Weg rückwärts in die übrigen Schweizerstädte; der unmittelbare literarische Verkehr von Stadt zu Stadt und Kanton zu Kanton ist zwar nicht null, aber doch gering im Vergleich zu dem Verkehr, wie er in andern Ländern innerhalb der Grenzen stattfindet, so gering, daß ein Fremder dem thatsächlichen Verhältnis kaum mit der ratenden Vorstellung nachzukommen vermag. Unsere größten Schriftsteller erringen sich nur mühsam und namentlich langsam ein Publikum in den übrigen Kantonen, und ohne die Mithilfe des Auslandes — des überwältigenden Ruhmes — und der unaufhörlichen redlichen Bemühungen der Tagespresse würde das Tempo ein noch weit langsameres sein. Ähnlich verhält es sich mit unsern französischen Schriftstellern. Noch vor zwanzig Jahren durfte Eugène Lambert sagen: „Ein Kanton bedeutet in literarischer Beziehung ein Gefängnis. Ein Buch kann in Lausanne populär und jenseits der waadtländischen Grenze so gut wie unbekannt sein. Jeder Kanton spielt seine Schriftsteller wie feindliche Schlagwörter gegen den andern aus; es giebt Waadtländer, denen alles verdächtig erscheint, was von Genf oder Neuenburg kommt. Überall geheime Vorurteile und Eifersüchteleien! Ich gebe zu, daß sich die Zustände allmählich bessern, allein mit welcher Langsamkeit!“ Allgemeine Litteraturgeschichten der deutschen und der französischen Schweiz, wie sie in diesen Jahren zu Tage treten, bedeuten daher nicht bloß eine literarische, sondern eine politische That. Wie steht es denn — um diese naheliegende Frage beiläufig ebenfalls herbeizuziehen — mit dem Wechselverhältnis zwischen der deutschen und der französischen Hälfte? Besser, als man nach dem geschätzten Zustande erwarten durfte. Die landesübliche Sitte nämlich, Söhne und Töchter der deutschen Schweiz nach dem „Welschland“ in „Pension“ zu schicken, schafft manche Berührungspunkte, und mancher Deutsch-Schweizer weiß besser Bescheid über die neuesten literarischen Ereignisse in Neuenburg, als über diejenigen eines andern deutschen Kantons; immerhin handelt es sich hier bloß um zufällige, unvollständige und meist auch oberflächliche Kenntnisse, wie sie eben in einer Pension unter dem Nimbus eines unschuldigen, angebeteten Pastors gedeihen. Dagegen bestrebt sich die französische Schweiz mit rühmlichem Eifer, von der deutsch-schweizerischen Litteratur in ihrem ganzen Umfang fortlaufend Notiz zu nehmen. Es wird sich eben nicht abstreiten lassen, daß das Interesse an der Litteratur überhaupt in der französischen Schweiz durchschnittlich ein regeres ist. Das wird einfach und deutlich genug durch den Umstand bewiesen, daß einerseits die französische Schweiz mehrere literarische Revuen der vornehmsten Art zu erzeugen und zu unterhalten versteht (unter ihnen obenan die alte Bibliothèque universelle), andererseits die deutsche Schweiz trotz ihrer gewaltigen Überlegenheit an Bevölkerungszahl keine einzige.

Während nun die Charakterzüge der deutsch-schweizerischen Litteratur in Deutschland, wenn schon vielleicht noch nicht in ihren Entstehungsursachen begriffen, so doch jedenfalls als fertige Erscheinungen bekannt sind, werden sich wohl nur wenige auch nur eine annähernde Vorstellung davon machen können, durch welche Eigentümlichkeiten sich die Litteratur der französischen Schweiz von der allgemeinen französischen Litteratur unterscheidet. Und doch hat jene auf die Richtung der letzteren keinen geringeren Einfluß ausgeübt, als einst die deutsch-schweizerische auf die deutsche. Die sieben erschienene *«Histoire littéraire de la Suisse française»* von Godet (Paris, Fischbacher 1890) in Verbindung mit den Betrachtungen, welche

dieselbe in der Presse der französischen Schweiz veranlaßte, giebt mir die Anregung, eine kurze Charakteristik zu wagen.

Schon im persönlichen Verkehr mit den französischen Schweizern spürt man einige Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs gegenüber dem Französischen, wobei wir kleine dialektische und lokale Symptome und dergleichen, wie sie bei Ungebildeten etwa vorkommen, gar nicht in Betracht ziehen wollen. Der französische Schweizer spricht durchschnittlich farbloser, blasser als der Franzose; er verfügt über einen geringeren Wortschatz; er fennt nicht oder vermeidet urwüchsige Gallicismen, vielmehr lehnt er sich an das Lateinische und Akademische an, und für Abstrakta beweist er eine Vorliebe; dabei redet er rein, ja sogar gewählt, hinsichtlich der Grammatik wie der Aussprache (wie gesagt, ich habe allein die Gebildeten im Auge); die Genfer Aussprache wird sogar von Pedanten gegen die Pariser ausgespielt. Wenn also ein französischer Schweizer von Erziehung und Bildung nach Paris gerät, so wird er dort zugleich als Fremder und als Gentleman empfunden; als Fremder, weil er ein entseeltes Französisch spricht, als Gentleman, weil er alle unfeinen Ausdrücke vermeidet. Kurz, das Schweizer-Französisch ist eine Art Buchfranzösisch, eine unterbundene Sprache, und bildet hierdurch den stärksten Gegensatz zum Schweizer-Deutschen, welches sich bekenntlich nicht durch Reinheit, wohl aber durch den Reichtum naturwüchsiger Kraft auszeichnet. Den nächsten Erklärungsgrund für die Klasse des Französischen in der Schweiz liefern die ethnologischen und geographischen Verhältnisse. Die welschen Kantone haben sich in ihrem eigenen Innern zweier Feinde zu erwehren: des Patois und des Deutschen, denn das Deutsche schlängelt sich unter der Oberfläche durch den ganzen Jura bis nach Genf, und sogar längs dem Nordufer des Genfer Sees wird mehr Deutsch gehört und verstanden, als dem Französischen zuträglich ist. Überall da aber, wo eine Sprache Inseln in einem Völkergebiet darstellt, wo sie nicht die hintersten Winkel und die untersten Schichten durchdringt, steht in oberster Linie die Sorge um die Reinerhaltung derselben; und diese Sorge läßt zunächst keine Bestrebungen in der Richtung nach der Kraft und dem Reichtum aufkommen. So wird das Schwedische in Finnland und das Deutsche in den russischen Ostseeprovinzen zwar beispiellos rein, aber gleichzeitig dürftig und blaß gesprochen; etwas Ähnliches würde in der deutschen Schweiz der Fall sein, wenn die Gebildeten anfangen, das Buchdeutsche zur Alltagssprache zu erheben. Daß politische Grenzen ebenfalls die Isolierung und hiermit die geistige Ausgrenzung fördern, wofür das abgeschlossene Gebiet ein minimum ist, bedarf keines Beweises. Die Karikatur des Schweizer-Französischen, und als Karikatur recht lehrreich ist das berühmte *«Français fédéral»*, das heißt das Französische der eidgenössischen Staatsmänner von beiderlei Herkunft, worunter man sich weniger ein Übersetzungs-Französisch, das nach dem Deutschen röche, vorstellen muß, als eine völlig entseelte, leblose, blutarme Sprache, welche auf den französischen Vollblut-schriftsteller einen ähnlichen Eindruck macht, wie das Rabbiner-Hebräisch auf den Kenner des Alten Testaments.

Zu diesen Erklärungsgründen, die sich schon dem Beobachter der gegenwärtigen Zustände aufdrängen, fügt nun die Litteraturgeschichte neue von höchstem Wert hinzu. Mehr als irgendwo sonst in der Welt hat in der französischen Schweiz die Reformation den Geist, die Sitten und die Sprache der Bevölkerung gestempelt. Zwar die alte burgundische Natur gänzlich auszurotten, ist den Reformatoren selbstverständlich nicht gelungen; sie zeigt sich noch heute in dem lebhaften Temperament, in der Geselligkeit und Höflichkeit, in der geistigen Feinnäsigkeit, in dem vorzüglichen Geschmack für Kleidung, in der Zierlichkeit und Zierfreude der eigenen Person, welche zu dem beständigen Kummer über das nahe bevorstehende jüngste Gericht einen gar seltsamen Gegensatz bildet; allein was in einem Volkscharakter nicht nie- und nagelfest ist, das haben die Reformatoren den „Welschen“ gründlich ausgetrieben, um an dessen Stelle die calvinistischen Eigentümlichkeiten zu pflan-

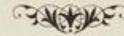
zen. Von Calvin ist über die französischen Schweizer ein dogmatischer und doktrinärer Zug gekommen, den sie heutzutage noch nicht losgeworden sind, und der sich in ihrer Sprache und Litteratur deutlich genug abspiegelt. Vernehmen wir hierüber, was ein ausgezeichnete Schriftsteller der französischen Schweiz selber bekennet (Gazette de Lausanne, 12. November 1889): „Zwei Haupt-Charakterzüge herrschen in der Litteratur der französischen Schweiz: der Protestantismus und der Dogmatismus. Stets ertappt man unsere Schriftsteller beim Predigen oder beim Spintifizieren. Sogar Mme. de Staël, obgleich fast gänzlich französisiert, muß unbedingt räsonnieren und Glaubensbekenntnisse formulieren; ohne Belehrungen, ohne Tendenzen und Ermahnungen geht es auch bei ihr nicht ab. Der französische Schweizer huldigt dem nüchternen Verstande mit Fanatismus (il est feroceement raisonnable), mit einem Stich ins Dogmatische, ja Pedantische; nicht die Kunst, sondern die Propaganda für irgend etwas ist sein Ziel. Keim Zehnteile aller namhaften Schriftsteller, welche unsere Litteraturgeschichte aufzählt, waren und sind entweder Pfarrer oder Pfarrersöhne; wenn das nicht, doch zuverlässig Lehrer oder Lehrersöhne. Das Studium des Menschen und seiner Leidenschaften ist so viel wie null bei unsern Romanschriftstellern und Dichtern; die Liebe behauptet in dieser Belletristik einen verschwindend kleinen Raum.“

Das klingt nicht sonderlich erhebend, aber es ist interessant; mehr noch: es ist wichtig, denn es hat einmal am Steuerruder der großen französischen Litteratur gestanden und dem Steuerruder eine Wendung gegeben. Trägt wirklich Rousseau in dem Maße die beschriebenen Charakterzüge, daß er schlechthin als ein Exempel des französisch-schweizerischen Geistes angeführt werden darf? Ich hatte es bezweifelt. Godets Litteraturgeschichte hat mich gelehrt, meinen Zweifel zu halbieren, indem er einestheils zugiebt, daß die Phantasia und die Sinnlichkeit Rousseaus das savoyische Wappen führe, andernteils jedoch einen glänzenden Beweis für die echt genferische und calvinistische Herkunft seiner revolutionären Eigenschaften beibringt. Für Godet ist Rousseau nichts anderes als der gewöhnliche Genfer in vergrößerten Verhältnissen. Seinen maßlosen Bürgertolz, seinen fanatischen Haß gegen das Theater, seine Verachtung des Luxus, und mit dem Luxus der Künste und der Wissenschaften, seinen abstrakten, dogmatischen, zwar hinreißenden, aber durch und durch ungallischen Stil bezieht er aus der calvinistischen Tradition; seine Theorien über Kirche und Staat, über Moral und Gesellschaft stammen aus derselben Quelle: sogar sein Temperament ist dasjenige des „Genfer Plebejers“; denn der Genfer Plebejer, ganz wie Rousseau, ist stolz, empfindlich und reizbar, leidenschaftlich, mißtrauisch, dabei offen, loyal, rechtschaffen, fleißig und aufopferungsfähig. „Selbst in Rousseaus Ausschreitungen lassen sich noch in der Umkehrung die Einflüsse einer ernsten Religion, einer freien Verfassung und patriotischer Sitten erkennen.“ Demnach hätte Savoyen der Welt den Dichter der Confessions und der Nouvelle Héloïse, Genf den andern Rousseau, den Vater Robespierres geschenkt; Calvin aber wäre der Großvater der Zofobiner.

Neben dem beschriebenen Hauptcharakter der französisch-schweizerischen Litteratur finden sich übrigens ausnahmsweise auch vereinzelte Ansätze zu einer rein künstlerischen Produktion, und ich will gleich hinzufügen, daß allerneuestens die welschen Schriftsteller diese Ausnahmen zum Vorbild erheben und den Nebenweg zum Hauptweg erwählen. Das glänzendste litterarhistorische Symbol dieser neuen Richtung, welche das Lehrhafte zu vermeiden und die Kunst um der Kunst willen zu pflegen anstrebt, ist Töpfer, der Dichter der „Genfer Novellen.“ Die dichterische Gestalt Töpfers verdient übrigens nicht allein durch seine vorbildliche Bedeutung für die neue französisch-schweizerische Litteratur, oder durch den bleibenden Wert seiner „Genfer Novellen“ die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers; Töpfer bildet in mancher Beziehung ein Pendant zu Gottfried Keller, wenn auch die Größenverhältnisse verschieden sein mögen.

Hier wie dort ein selbiges Sicheinspinnen in eine eigene Welt, die wahrlich keine realistische ist, wohl aber aus dem Nächstliegenden Poesie zu schöpfen weiß; hier wie dort echter, der eigenen Natur entquellender Humor, eine eigentümliche Sprache, ein Erdgeschmack, eine mutige Unbekümmertheit um die jeweiligen Bullen der ästhetischen und kritischen Päpste. Töpfer hat es als einziger seiner Zeit gewagt, dem damaligen Pariser Papste Jules Janin fröhlich zu trotzen und sich einen Teufel darum zu scheren, wie man in Paris über ihn urteile. In Genf lebte er, Genf liebte er und die Anerkennung Genfs genügte ihm. Freilich fand Töpfer dennoch in seinen rüstigen Mannesjahren in Paris, was Gottfried Keller in seinen rüstigen Mannesjahren in Deutschland nicht fand, einen großen und weitherzigen Kritiker, welcher die Specialität pflegte, unbekanntem Schriftstellern „den Ruhm einzuläuten“ — eine seltene kritische Specialität! — und ein Publikum, welches sofort schaute, schätzte und begriff. Der große Kritiker aber, welcher jene edle Specialität übte, hieß Sainte-Beuve.

Bei den merkwürdigen Handbewegungen, welche der Säemann, der das Genie und das Talent in die Wälder streut, ausführt, halte ich es nicht für unwichtig, wenn irgendwo und wäre es in einem noch so kleinen Ländchen, die Erkenntnis im Gebiet der Kunst und Litteratur sich Bahn bricht, und von der neuesten Wendung der französisch-schweizerischen Litteratur läßt sich das Beste hoffen; denn an Geist und Talent hat es im Jura und am Genfer See nie gefehlt. Freilich stößt der Versuch, Sprache und Dichtkunst mit lokalen Elementen zu durchtränken, im Französischen bei der akademischen Startheit der Stilgesetze und der Uniformität des Publikums auf größere Schwierigkeiten als im Deutschen. Und die theologische Kravatte und das sittenpuritanische Vorhemd werden die Herrschaften bei der Gelegenheit ebenfalls über den Zaun werfen müssen, sonst werden sie nach wie vor den muffigen Calvinengeruch in der Feder behalten.



Die Modekrankheit Influenza.

Von

Dr. Carl Lange.

Noch nie hat die vielgeschmähte und heftig angegriffene medizinische Kunst unbeabsichtigterweise eine so glänzende allgemeine Anerkennung gefunden, als gegenwärtig in den Tagen der jüngsten Epidemie. Denn wer wollte leugnen, daß in der übermäßigen Aufregung und Zucht, welche eine so unschuldige Erkrankung wie die Influenza unter einer ganzen, großen Bevölkerung in den letzten Wochen hervorgerufen hat, sich eine Huldigung und Anerkennung jener Wissenschaft dokumentiert, die im Stande gewesen ist, die gefährlichsten Feinde der Menschheit zu bannen und das allgemeine Gefühl der Sicherheit vor jeder Epidemie in so hohem Maße zu befestigen, daß schließlich schon die unschuldige und unbedeutende Influenza eine so heftige Aufregung und Unruhe hervorzurufen vermag. Thucydides hat in ergreifender Darstellung den verheerenden Einzug der Pest in Athen und Griechenland der Nachwelt übermittelt, die Chronisten des Mittelalters schildern die graufigen Verheerungen des schwarzen Todes, und Heine berichtet voller Entsetzen von den Schrecknissen der Cholera in Paris. Wir können es begreifen und nachfühlen, wenn Angst und Schrecken mit solchen Epidemien in die Bevölkerung einzogen, wenn Aberglaube, Mysticismus und die entsetztesten Leidenschaften zu Zeiten dieser vernichtenden Krankheiten ihr unheilvolles Wesen trieben; aber ewig unverständlich muß es bleiben, wie die hochgradige Erregung der letzten Tage durch die sensationsgierigen Federn einiger Berichterstatter in den Tagesblättern hervorgerufen werden konnte. Den Bestrebungen

der Hygiene ist es gelungen, völkervernichtende Krankheiten, die in früheren Jahren regelmäßig und epidemisch sich ausbreiteten, zu bannen, entweder vollständig zu beseitigen oder doch in ihrem Einflusse und in ihrem Verlaufe milder zu gestalten; aber an ihre Stelle ist das Heer der nervösen Krankheiten getreten, an denen der Kulturmenschen des 19. Jahrhunderts leidet, und die in erschreckender Weise und in Progression sich vermehren. Und nichts weiter als ein äußerliches, deutlich zu Tage tretendes Symptom dieser allgemeinen Nervosität, der damit verbundenen Sucht, sich in der Umgebung selbst durch sein Leiden bemerkbar und interessant zu machen, ist jene neueste Furcht, jene in den Tagesblättern und in der Gesellschaft gewissermaßen als Sport betriebene Angst vor der Influenza oder der Modefrankheit.

Jedermann weiß, daß sich in jedem Jahre beim Übergang vom Herbst zum Winter und vom Winter zum Frühjahr akute Entzündungen, Katarthe der Atmungsorgane in ungewöhnlicher Zahl einstellen. Es liegt dies zum großen Teil an unseren unpassend eingerichteten Wohnungen, an gewissen unsinnigen, althergebrachten Gewohnheiten bezüglich Kleidung und Lebensweise, die allen hygienischen Ausstellungen und Vorlesungen zum Trotz sich weiter handhaft behaupten, und die bei dem häufigen und unmittelbar auftretenden Witterungswechsel Erkältungskrankheiten mit Notwendigkeit herbeiführen müssen. Katarthe der Luftwege, Nasen-, Hals- und Luftröhren-Entzündungen, oft mit Fieber kombiniert, sind an der Tagesordnung; ein bis zwei Wochen wird gehustet, durch die Nase gesprochen, die Umgebung mit heiserer Stimme maltrahiert, dann pflügt der Zustand zu schwinden und sich bis zur nächsten Erkältung zu empfehlen. Anders zu Zeiten der Grippe-Epidemie. Jeder Katarth, jeder einfache Schnupfen, der sonst kaum beachtet vorübergeht, ist das Symptom einer ansteckenden Krankheit, und wenn sich dazu noch Appetitlosigkeit und Magenbeschwerden hinzugesellen, dann ist die Diagnose unzweifelhaft. Jeder ist vergnügt, daß die Modefrankheit an ihm nicht achtlos vorübergegangen ist, und daß er seinen Mitmenschen gegenüber sich nichts vergeben hat. Was für gewöhnlich Schnupfen, Husten, Hals-, Magenkatarth u. s. w. genannt wurde, das wird plötzlich zur Grippe gestempelt.

Die wahre, echte Influenza ist eine Erkrankung, die wohl auch mit einem Katarth aller Schleimhäute einhergeht, die aber wesentlich charakterisirt ist durch hochgradige, nervöse Allgemein-Erscheinungen, welche ihr den Typus einer Infektionskrankheit ausdrücken. Sie beginnt, im Gegensatz zu den meisten anderen ansteckenden Krankheiten, immer ganz plötzlich und ohne jeden Vorboten, gleichsam blitzartig — daher auch Blizkatarth genannt — mit einem starken Schüttelfrost, dem sich bald ein intensiver Katarth der Nasenschleimhaut, der Augen, des Rachens, Kehlkopfs und der Luftröhre beigesellt; Schnupfen, Thränenröusen, brennender Halschmerz, Schlingbeschwerden und ein außerordentlich quälender Husten, oft auch Beklemmungen auf der Brust und selbst hochgradige Atemnot bilden die hervorsteckendsten Symptome auf der Höhe der Krankheit; daneben Appetitlosigkeit, belegte Zunge, Magen- und Leibes-schmerzen, unregelmäßiger Stuhlgang, mitunter Erbrechen. Was dieses Krankheitsbild sofort von einem fieberhaften Katarth unterscheidet und ohne weiteres seinen infektiösen Ursprung verrät, das sind die intensiven nervösen Allgemein-Erscheinungen. Der bisweilen äußerst heftige Kopfschmerz, die Gliederschmerzen, das Gefühl vollkommener Abgeschlagenheit, in sehr hochgradigen Fällen auch Muskelzuckungen, Krämpfe u. s., die Unruhe und Schlaflosigkeit, das Schwindel- und Ohnmachtsgefühl sind so ausgesprochen, wie wir es eben nur bei schwersten Infektionskrankheiten zu finden gewohnt sind. Die Grippe gehört zu den strengen Herrschern, die nicht lange regieren; trotz der schweren Symptome ist der Verlauf ein verhältnismäßig kurzer; nach zwei bis drei Tagen ist gewöhnlich alles überstanden; drei bis fünf Tage bedeutete schon einen langwierigen Krankheitsverlauf.

Die Influenza ist eine miasmatische Infektionskrankheit,

d. h. eine pandemisch mit außerordentlicher Geschwindigkeit sich ausbreitende Krankheit, deren Ansteckungsstoff jedenfalls ein lebendes Miasma, ein Mikroorganismus, ist, der in der Atmosphäre sich verbreitet und gleichzeitig die Einwohnerschaft weiter Bezirke befällt. Dafür spricht die außerordentliche Raschheit und die Allgemeinheit der Ansteckung ganzer Ortlichkeiten. Allerdings dürfte es sich nicht immer entscheiden lassen, was echte Influenza und was einfacher Katarth ist. Eine tägliche Zunahme der Erkrankung bis zu tausend Fällen ist nach den statistischen Berichten nichts Seltenes. Welcher Art der Infektionsstoff ist und in welcher Weise er wirkt, das festzustellen ist bisher nicht geglückt. Wohl hat man in den Ausscheidungen der Nase und im Mundspeichel kleinste Lebewesen von konstanter Form und Größe nachgewiesen und als Krankheitskeime beschrieben; aber der unzweifelhafte Nachweis hierfür ist noch nicht erbracht. Denn es bedarf hierzu des Tierexperimentes und des Nachweises, daß die Impfung mit der einen Sorte von Lebewesen bei Tieren wirklich immer mit Sicherheit das gleiche Krankheitsbild hervorruft. Daß die Impfung bisher nicht geglückt ist, muß um so mehr verwundern, als auch bei Tieren eine der Grippe des Menschen ganz ähnliche Erkrankung vorkommt, die ebenfalls als Influenza oder Pferdegrippe bezeichnet wird. Die Epidemie unter den Tieren nimmt ganz ungeheure Dimensionen an und befällt hauptsächlich die Pferde, daneben aber auch Katzen und Hunde.

Nach der allgemein herrschenden Anschauung wird die Krankheit nur durch die Luft verbreitet; eine direkte Übertragung von Mensch zu Mensch ist nicht zu befürchten. Die Krankheit ist eine miasmatische, nicht aber contagiose. In letzter Zeit sind allerdings vielfach berichtet worden, welche dieser Annahme zu widersprechen scheinen. Amerikanische Ärzte haben beobachtet, daß die Krankheit sich in einer einzigen Familie von neunzehn Mitgliedern allmählich von einem Familiengliede auf das andere übertragen hat; man hat ferner darauf hingewiesen, daß die Krankheit bei Ausbruch der Epidemie häufig in einzelnen Gebäuden, in geschlossenen Anstalten, in bestimmten Straßen, Stadtvierteln u. s. w. lokalisiert bleibt; und schließlich scheint noch der Umstand, daß während der letzten Epidemien die Ärzte auffallend häufig von der Krankheit befallen wurden, für die direkte Übertragung derselben zu sprechen.

Influenza-Epidemien sind ungemein häufig. Die erste, von der wir genauere Kenntnis erhalten haben, stammt aus dem Jahre 1510 und verbreitete sich von Malta aus über ganz Europa. Der Zug nach dem Westen ist, wie den übrigen Infektionskrankheiten, so auch der Influenza eigentümlich. Die meisten Epidemien stammten aus Asien und verbreiteten sich von Rußland aus über ganz Europa; Deutschland ist merkwürdigerweise erst durch die Epidemien des 18. Jahrhunderts in erheblichem Maße betroffen worden. In den letzten Jahrzehnten trat die Erkrankung seltener auf, dabei waren die einzelnen Epidemien weniger schwer und umfangreich.

Influenza ist eine gutartige Erkrankung, welche gewöhnlich den Ausgang in Genehung nimmt. Die meisten Epidemien hatten keinen einzigen Todesfall zu verzeichnen. Tödlich verlaufende Fälle betreffen immer nur schwache Greise und Kinder, oder Leute, die an anderweitigen schweren Erkrankungen litten, und denen schließlich dann das unbedeutendste hinzutretende Leiden, welches das Maß voll macht, den Todesstoß versetzt. Die allgemeine Sterblichkeit ist gewöhnlich sogar zu Zeiten der Epidemie eine verhältnismäßig niedrige, weil erfahrungsgemäß beim Ausbruch der Influenza-Epidemie anderweitige schwere Infektionskrankheiten wie Typhus, Diphtheritis u. an Frequenz abzunehmen pflegen.

Von einer wirksamen, rationalen Behandlung der Krankheit kann so lange nicht die Rede sein, als wir die Krankheitsursache, den Krankheitskeim, seine Lebenseigenschaften und die Bedingungen seiner Wirksamkeit nicht kennen. Der Arzt wird sich vorderhand daran genügen lassen müssen, die hauptsächlichsten Beschwerden seines Patienten, soweit es in seinen Kräf-

ten sieht, zu lindern, den Krankheitsverlauf zu beschleunigen und möglichst günstig zu gestalten. Aus demselben Grunde ist natürlich auch ein eifriger Schutz vor der Erkrankung und eine Verhütung derselben zur Zeit noch ein frommer Wunsch. Was gerade in der letzten Zeit so vielfach zu diesem Zweck empfohlen worden ist, ist entweder willkürlich erdacht, oder beruht auf schwindelhafter Reklame. Wenn voraussichtlich die wissenschaftliche Forschung in absehbarer Zeit den Nachweis erbringen wird, daß der Krankheitskeim durch die Atmungsluft in die Nase eindringt, dann dürfen wir auch hoffen, ein feintötendes Mittel zu finden, das, in die Nase gebracht, das Gift zerstört, die Krankheit aufhält oder in ihrer Entwicklung hemmt. Bis dahin aber bleibt der Wissenschaft noch ein weiter Weg schwerer und angestrengter Forschung zurückzulegen.



Ludwig Anzengruber.

Ein neues Totengespräch.

von

F. M.

Kleist: Zur Sache!

Goethe (mißbilligend): Da wir zunächst in stattlicher Anzahl erfreulich beisammen scheinen, so möge das Angefangene fördernd sich vollenden. Die Freunde Sophokles, Schiller und Raimund haben schriftlich und ziemlich den Antrag eingereicht, den auf Erden verstorbenen Theaterdichter Ludwig Anzengruber in unsere Schar aufzunehmen. Wenn zu so bedeutender Angelegenheit einer oder der andere freundlich das Wort ergreifen mag, so sei ihm das gestattet.

Victor Hugo: Ich protestiere im Namen der Menschheit, deren Sprecher ich bin. Wir vertreten hier die dramatische Litteratur der Welt, d. h. Frankreichs und der Übersetzungsländer. Schon der Name dieses Kandidaten klingt teutonisch, also barbarisch. Ich will mir meine französische Zunge nicht zerbrechen. Die Konsonanten sind die Kanonen der Sprache; ich liebe den Frieden und hasse die Konsonanten. Wir haben uns an viel gewöhnen müssen, sogar an Mr. Grillparzer. Aber unsere Geduld ist erschöpft, und der Name Anzengruber...

Molière: Setz dich nieder, Landsmann. Sie schmeißen dich sonst hinaus, wie sie Racine und Corneille auch schon hinausgeschmissen haben.

Sophokles: Einfach und groß, wahrhaft und gut, so möchte ich die Dichtung, so ist sie schön. Es starben die Götter des griechischen Landes, verklungen ist längst, was zumeist ich geliebt: meine heilige Sprache. Ich klage nicht. Lächelnd lausch' ich dem Völkertreiben zweitausend Jahre und drüber. Selten nur hörte ich den Klang der Muttersprache wieder. Doch als du geboren wardst, Shakespeare, und du, mein lieber Goethe, da vernahm ich durch die Stille unseres Himmels etwas, wie das Jaudzen des großen Pan. Andere Götter, andere Töne, und doch war's wie ein Gruß aus der Heimat. Auch der Dichter, den ich euch nach Rücksprache mit meinem jugendlichen Liebling Schiller und dem erstauulichen Raimund aufzunehmen bitte, — verzeiht, auch mir fällt der Name schwer, — ist mir so vertraut, als spräche er griechisch.

Aischylos: Vorsicht, Kinder! Wir wollen gehorjam erst ein Orakel befragen. Es soll ja jetzt viele Orakel geben. Ich warne vor dem Anzengruber. Ins Theater kann ich ja nicht mehr gehen, ich bin leider alt geworden; aber seine Bücher riechen nicht fromm, und dann — ich höre keinen Kothurn, wenn er auftritt. Hat denn der Anzengruber richtige Kothurne an den Füßen?

Aristophanes: Lassen Sie gut sein, Meister; Sie sind heute ein bißchen schlecht bei Gehör. Den Kothurn schnallen

jetzt nur noch die Schuljungen auf ihren Kanzen, wie die Handwerksburschen andere alte Stiefel. Sie müssen nicht so atmödisch sein! Wie Sie jung waren, haben Sie auch mitunter den Kothurn abgechnallt. Im Kothurn ist schlecht fensterln. Wissen Sie noch, am Abend nach der Schlacht bei Marathon...

Aischylos (leicht drohend, während seine Augen aufleuchten): Du Schlingel!

Schiller: Überlegt nicht lange, ihr Herren. Ihr wißt, wie sie jetzt gerade dort unten über mich streiten. Ich sage euch, alle Statuen, die sie mir erst vor dreißig Jahren gesetzt haben, sind ins Wackeln geraten. Kerls, die dicke Bücher über mich schreiben, salbieren sich vorerst. Und ich habe es doch so gut gemeint! Shakespeare, Goethe, ihr habt's leicht gehabt! Was wißt ihr von meiner Arbeit, von meinen Qualen, von meiner Sehnsucht! Diese tödliche Sehnsucht! Hier herauf! So ist's auch dem Anzengruber gegangen! Und so wie er hat mich keiner wieder verstanden, keiner hat mich so geliebt. Es war auch einer, der herauf wollte, wenn er auch einen anderen Weg nahm! Laßt ihn nicht warten.

Goethe: Ich muß Ihnen doch zu bedenken geben, lieber Freund, daß der Kandidat sich mehrfach einer Mundart bedient hat, welche für die höchsten Aufgaben der Poesie zwar einige Verwendung finden kann, welche aber doch...

Schiller: Pöß Blis, Sie und ich, lieber Goethe, sind jaust auch nicht unter den Linden geboren! Verzeihung! Aber Sie sind unser Vorsitzender und sollten durch Ihren feierlichen Ton einen so schönen Vorschlag nicht stören. Klassisch hin, klassisch her! Denken Sie an Ihre Jugend! Denken Sie an Ihre Mutter! Frau Kat hätte nicht lange gefackelt und den Anzengruber freundlich aufgenommen!

Goethe (Schiller die Hand reichend): Ich danke Ihnen. Bleiben Sie neben mir sitzen. Eigentlich bin ich ja selbst für Ihren Antrag. Ich weiß nur nicht, was mich schlechter Stimmung macht, was mich beengt.

Schiller: Ihr Kostrock, lieber Goethe. Ziehen Sie ihn aus und präsidieren Sie ein bißchen in Hemdärmeln. Dann wird uns allen wohlher werden.

Goethe: Es müssen nicht gleich Hemdärmel sein. (Knüpft den Frack auf und küßt die Halsbinde.) Nm, ja, ein ganzer Kerl ist der Anzengruber.

Raimund: Laßt ihn ein! (Zu Goethe.) Schaun's Guck Gnaden, die geringen Leut' wollen doch auch ihre klassischen Dichter haben. Wie der Anzengruber geboren worden ist, da ist schon eine wunderschöne Fee mit einem griechischen Namen an der Wiegen gestanden und hat ihn zu einem großen hochdeutschen Hofburgpoeten machen wollen. Da ist aber meine alte Fee Cheristane, die draußen zwischen Gebirg und Vorstadt wohnt, dazu gekommen, hat der noblen Göttin einen Schubser gegeben, und hat bitterer Wei' gesagt: „Laß mir den da für die geringen Leut'!“ Laßt ihn ein! Und wenn nicht Sessel genug da sind, so will ich selber stehen. Oder wir werfen lieber gleich den Hugo hinaus, den zuwidern Patron.

Hugo: Frankreich ist die Krone der Schöpfung, und ich bin ein Franzose. Die Poesie ist göttlich, und ich bin der erste Dichter. Raymond hat also zugleich eine Majestätsbeleidigung und eine Gotteslästerung ausgefoßen. Nichten wir ihn! Er ist gerichtet.

Goethe (Nach einem leisen Klingelzeichen): Wünscht noch jemand das Wort?

Lessing: Er hat die Pfaffen tapfer geärgert. Das kann freilich jeder Narr. Aber er hat es wie ein Großer gethan, hat nicht geschimpft, vielmehr gelacht. Bei ihm kam aller Zorn aus der Fülle von Liebe. Meine Stimme hat er, wenn es anders nicht ein Unsinn ist, über die Unsterblichkeit eines Dichters die Majorität entscheiden zu lassen.

Calderon: Ob zwar ich selbst an dieser Stelle vor dem Herrn Inquisitor mich nicht völlig sicher fühle, ob zwar ich ihn nicht ganz verstehe — gelobt sei Gott! daß wir Spanier nicht das letzte Wort im Drama behalten haben. Dieser An-

zengruber hat wohl den heiligen Vater bekämpft; aber so schön, wie nur ein Katholik es kann. Her mit ihm!

Shakespeare: Der Fluch unserer alten Menschlichkeit, daß wir eine Gesellschaft zu bilden suchen, die wir zeitlebens allein waren. Wer einsam stand, gehört in unsern Kreis. Er soll herein.

Kleist (mit einem bösen Blick auf Goethe): Ein Deutscher, ein Dichter, ein Held. Ich möchte ihn wohl umarmen, wenn Herr von Goethe es gestattet.

Molière: Er ist zu stolz, um anzuklopfen. Um so lauter müssen wir „herein“ rufen.

Grillparzer: Na ja. Nu, nu, er war halt ein Österreicher. Freut mich recht sehr, daß uns soviel Ehre widerfährt. Aber er soll nur nicht von Politik reden. Ich will mich wenigstens nach dem Tode nicht mehr ärgern.

Aristophanes: Mich braucht Ihr nicht erst zu fragen. Endlich wieder einmal einer, der kindlich lachen konnte. Die meisten Menschen lachen, wenn sie gemein sind. Ich sehne mich nach seinem Göttergelächter.

Aischylos: Kinder, ich warne euch; er rüttelte an den Altären des Zeus, und die Priester der Erde jubelten bei der Kunde seines Todes. Er hat seine Titanenfaust drohend erhoben gegen den alten Glauben, und ich fürchte, ich fürchte...

Hugo: Und ich sage veto! Er oder ich. Tag oder Nacht. Wählt! Ich stelle die Kabinettsfrage.

Alle: Gott sei Dank. (Anzengruber wird mit allen gegen zwei Stimmen aufgenommen.)

Goethe: Schiller wird so freundlich sein, unsern Bruder Anzengruber herein zu nötigen. (Schiller ab.) Und Sie, lieber Hugo, sind wohl so hilfreich und edel, Platz zu machen. Sie haben die Kabinettsfrage gestellt, Sie müssen gehen. Es ist Ehrensache geworden.

Alle: Es ist Ehrensache!

Hugo: Warum vollzieht ihr euern gotteslästerlichen Ostrazismus nicht gegen Aischylos? Auch er war gegen diesen Eindringling. Er war der erste Dramatiker, ich bin es auch. (Auf eine gebieterische Handbewegung Goethes verläßt Victor Hugo mit dem Rufe: „Cambroune!“ den Saal.)

Schiller (an der Thür zum Schatten Anzengrubers): Tritt ein, mein lieber, lieber Bruder! (Der Schatten beugt seinen steifen Nacken langsam, um Schillers Hand zu küssen.) Du bist doch verrückt!

Der Schatten: Du? So sprichst du zu mir? Und du erkennst mich an? Welt, auf den Kopf gefallen war ich nicht?

Alle: Willkommen! (Goethe besorgt die Vorstellung.)

Der Schatten: Ich bin wirklich bei euch? Nicht mehr zu leben und Shakespeare zu sehen! Es ist fast zu viel Glück auf einmal. Na, vergelt's Gott, Herr von Goethe, ich will Sie von jetzt ab auch recht gern haben.

Raimund: Grüß Gott! Steht Wien noch auf dem alten, schönen Fleck?

Der Schatten: Grüß Gott, du, du! Es steht noch da und ist schön, daß es einem fast leid thun könnt'...

Grillparzer: Daß ich nur frag': wie sind denn bei uns jetzt die politischen Verhältnisse?

Der Schatten: Immer das alte Geheft.

Goethe: Da Sie eben rüstig von der Erde zu uns heraufkommen, werden Sie uns wohl gern durch bedeutende Mitteilungen über das Theaterwesen dieser Tage heiter belehren können. Es scheint ja, daß wir gesiegt haben, daß man sich nur noch von dem Edelsten erfreuen läßt? Ist dem nicht so?

Der Schatten: Ach, du mein Gott, Herr von Goethe! Das ist alles nur Sand in die Augen. An Jubeltagen oder mit einer sündhaften Ausstattung, da werden die Klassiker gespielt. Was aber den Leuten am besten gefällt, das ist kein Stück von euch, — darf ich wirklich von uns sagen?

Goethe: Woran denn sonst vergnügen sich die guten Menschen?

Der Schatten: An allerlei Possen, die sich auch Schauspiele oder Lustspiele nennen; immer treten da Menschen aus

hohen und niedern Ständen auf und sprechen von Tagesfragen und von Gefühlen, und vollführen einige Mißverständnisse, bis nach drei Stunden der Hans die Grete kriegt. Die Zuhörer finden es geistvoll; aber es ist dumm.

Schiller (zu Goethe): Das ist Kogebue.

Der Schatten: Jawohl, aber er schreibt jetzt unter verschiedenen Namen.

Sophokles: Ihr habt genau Irdisches gesprochen. Laßt! Dieser Kogebue mag auf Erden unsterblich sein. Wir sind es hier. Sag' mal, Anzengruber, da ich den Namen nun endlich behalten will: weißt du auch, daß der Kampf um ein ehrliches Begräbniß, den dein Wurzelsapp führt, eigentlich meiner Antigone entnommen ist?

Aristophanes: Nur nicht fachsimpeln! Teilt die Sache den lebenden Kogebues mit; sie werden aus Wurzelsapp und Antigone ein Paar machen. (Alle lachen.)

Der Schatten: Wenn meine lieben Freunde wüßten, wo ich bin, sie würden nicht trauern.



Kleine Kritik.



„Ein Handschuh.“ Schauspiel in drei Aufzügen von Björnson. Björnson, ist am letzten Sonntag von der Freien Bühne in Berlin zur Aufführung gebracht worden und hat mit den beiden ersten Akten ungewöhnlich gut gefallen; der dritte Akt befriedigte mit seinem veröhnenden Schluß gerade die fortgeschrittensten Freunde der Freien Bühne nicht recht, während eine Scene, in welcher die Hauptperson sich gegen ihren lustigen Schwachkopf von Vater empört, die meisten Zuhörer verlebte. Im ganzen kann von einem schönen Erfolge um so mehr gesprochen werden, als sich keiner der tumultuarischen Auftritte ereignete, welche man in der ansehenden Menge an die Aufführungen der Freien Bühne zu knüpfen begann. Was dieses Schauspiel Björnsons, der doch sonst auf allen deutschen Bühnen heimisch ist, bisher zum Buchdrama machte, das ist weder irgend welche naturalistische Technik, noch gar ein Angriff auf die gute Sitte; der Stoff stieß die Theaterleiter vielmehr dadurch ab, daß die Handlung eine Keuschheit predigt, welche alle tatsächlichen Verhältnisse in Europa umhürzen würde, und welche darum dem allmächtigen Publikum natürlich nicht gefält. Soava, die Heldin des Schauspiels, ist mit einem jungen Manne aus guter Familie verlobt; er ist ein Mensch wie ein Duzend andere, Soava aber, nicht mehr in ihrer ersten Blüte und als Wohlthäterin armer Leute mit den Abgründen des Lebens nicht unbekant, ist in ihn so recht verliebt, wie es im Buche steht. Das Drama baut sich nun auf ihrer Eigentümlichkeit auf, welche in der breiteren Darstellung eines Romanes begreiflicher und notwendiger hätte erscheinen können: sie verlangt, der Mann müsse ebenso rein wie das Mädchen in die Ehe treten. Es ist richtig, daß alle soziologischen und physiologischen Gründe und Gegengründe dieser These sich in Bühnengesprächen nicht erschöpfen lassen, und Björnson hat denn auch soeben in einer Broschüre „Monogamie und Polygamie“ seinem Schauspiel die Prosa der Deduktion hinzugefügt. Als Dramatiker aber bietet er nur einen individuellen Fall, und daß ein hohes Problem gleichzeitig mit ungemainer dichterischer Kraft angefaßt wird, sollte doch das Urtheil nicht ungünstig beeinflussen. — Soava erfährt, daß ihr Bräutigam vor der Verlobung schon ein Verhältnis gehabt habe. Für Grundsaß läßt sie auf der Stelle einen Bruch herbeiführen. Die Eltern wollen sich, wie das der Lauf der Welt ist, ins Mittel legen; aber da entdeckt Soava, daß ihr guter Alf keine Ausnahme unter den Männern bilde, daß die ganze Männerwelt, unter andern ihr eigener Vater, ohne Treue sei. In der furchtbarsten Erregung darüber schlägt sie ihrem Bräutigam mit ihrem Handschuh ins Gesicht. So ist der Schluß in der zweiten Bearbeitung, wie sie in der Klingensfeldschen Uebersetzung (Reclams Universalbibliothek Nr. 2437) gedruckt vorliegt. Die Freie Bühne nahm einige Scenen der geschlosseneren ersten Bearbeitung wieder auf; hier folgen

auf die grobe Beleidigung heftige Auseinandersetzungen innerhalb der Familie, welche zu der feinen Andeutung eines guten Ausganges führen. Die Scene, in welcher Svava den Handschuh symbolisch verworfen und sagt, sie habe ihren Vater und die ganze gegenwärtige Männerwelt treffen wollen, hat, wie gesagt, mißfallen. Aber keineswegs deshalb, weil darin das vierte Gebot verlegt war, — unser Publikum läßt sich in französischen Trivoltitäten weit Schlimmeres bieten, — vielmehr trat an dieser Stelle der ganze Ernst des Dichters den Zuhörern stahlhart entgegen, und diese hatten sich über die meisterhaften Figuren der Eltern viel zu gut amüsiert, als daß sie sich plötzlich von einem herben Bußprediger hätten die Wahrheit sagen lassen. Man fühlte den Hieb, und der Schmerz. Björnson (oder die übrigens vorzügliche Darstellung) hat es nicht genügend verstanden, den wuchtigen Ernst des Dramas auch in der Stimmung der satirischen Scenen durch alle Lustigkeit hindurchtönen zu lassen. — Björnson steht zu Ibsen in einem ähnlichen Verhältnis wie Daudet zu Zola. Er ist kein so unerbittlicher, schwertscharfer Reformator, er ist der weichere Dichter, aber vielleicht darum mehr Dichter. Daß er ein so großes soziales Problem auf die Bühne zu bringen wagte, beweist den Einfluß, welchen Ibsen auf ihn genommen hat. Durch diese Richtung hat Björnson gewiß viel an Zantömen verloren, aber an Achtung für seinen Mannesmut muß er durch dieses Stück auch bei denen gewinnen, welche ihn lieber nicht im Dienste von Weltverbesserungsplänen leben möchten.

Neue Novellen von Margarethe von Bülow. (Verlag von Walthers und Apolant, Berlin 1890.)

Im Alter von dreißig Jahren ist Margarethe von Bülow bei der Rettung eines Knaben, der auf dem Rummelsburger See durch das Eis gebrochen war, in tragischer Weise um das Leben gekommen. Doch so mächtig war der Schaffensdrang und die Kraft des jungen Mädchens gewesen, daß nun bereits der vierte Band der Schriften vorliegt, der wertvolle Nachlaß aber trotzdem immer noch nicht erschöpft ist. Die vorliegenden neuen Novellen sind durch einen Lebensabriß der Dichterin eingeleitet, in welchem Thautmar, Freiherr von Münchhausen liebevoll und feinsinnig an die kurze Biographie Bemerkungen über ererbte Charakterzüge geknüpft hat. Ferner hat der Herausgeber dieser Blätter in einer literarischen Würdigung auf die Bedeutung der Dichterin hingewiesen: wir stimmen begreiflicherweise mit dem Urtheil dieser Vorrede überein. Die „neuen Novellen“ besonders die ungewöhnlich tiefen psychologischen Studien „Tagebuch Werner Aaras“ und „Ein rechtlicher Mann,“ dazu das wundervolle Märchen „Die Glücksuhr von Böfö“ werden der Leserin immer neue Berehrer zuführen und das Bild der Dichterin nicht leicht vergeßen lassen. Die Begabung Margarethes von Bülow stand zu hoch, als daß ihre Werke so leicht verschwinden könnten; ihr Name wird in einer intimen Geschichte der Litteratur unserer Tage nicht übersehen werden dürfen.

Kaiser Joseph II. Sein Wirken als Mensch. Von Dr. Adolf Kohut. (Dresden 1890, Verlag von Hönsch und Liesler.)

Eine Kompilationsarbeit, wie die meisten Arbeiten des Verfassers. Von historischer Forschung ist kaum die Rede, und das Urtheil bleibt gewöhnlich bei den hergebrachten Redensarten stehen. Da aber die volkstümliche Erscheinung Josephs II. gerade in ihrer fast legendenhaften Form noch heute fortlebt und namentlich in den Kämpfen der Deutsch-Österreicher eine politische Macht bedeutet, wird das populär geschriebene Werk Kohuts zur Feier des hundertsten Todestages von Kaiser Joseph überall in Deutsch-Österreich willkommen sein.

Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne von Fritz Friedmann. (Berlin, Verlag von Paul Weyenthal 1889.)

Es ist ein schönes Zeichen dafür, daß eine künstlerische oder literarische Bewegung weite Volkskreise ergriffen hat, wenn die Frage auch von Unbetheiligten erörtert wird. In unserem Falle verstehe ich unter den Unbetheiligten solche Leute, die innerlich keine rechte Beziehung zu dem ganzen Kampfe haben. Fritz Friedmann kämpft nicht ohne advo-

factorische Geschlossenheit gegen einen Feind, den er Naturalismus nennt, der aber in Wirklichkeit aus sehr verschiedenen Heerhaufen zusammengesetzt ist. Friedmann hat in einigen Nebenpunkten ganz recht, beißt sich aber in der Hauptsache mit wohlfeilem Schelten. In dieser Beziehung hat er von den Naturalisten etwas gelernt.

Reisebilder aus vergangener Zeit von Karl Stieler. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Komp. 1890.)

Ist dieser Karl Stieler der bekannte Dichter, der so hübsche Bierzeile in bayerischer Mundart zu fügen wußte? Oder haben wir es hier mit einem Namensvetter zu thun, dessen Sinn ganz zufällig immer nur auf das Nächstgerichtet war? Einerlei, es ist gute, anspruchslose Poesie, die sinnige Berehrer alter Wanderlust erfreuen wird. Freilich ist das Ganze so ausschließlich dem Lobe der alten Postkutsche gewidmet, daß Herr von Stephan gewiß nicht unterlassen wird, das Büchlein seinem Postmuseum einzuverleiben.

Die Luitows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. Friedrich von Klöden, dritte Ausgabe von Ernst Friedel. Erster Band. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1889.)

Es liegt hier der interessante und seltene Fall vor, daß eine Dichtung, welche offenbar von einem historischen Werke angeregt wurde, durch ihren Erfolg auf das Geschichtswert wieder anmerksam macht. Friedrich von Klödens Luitow-Buch, welches selbst halb Quellenforschung und halb Roman im Stile von Walter Scott und Alexis ist, hat Wiltenbruchs Luitow-Tragödie stark beeinflusst; und nun geht die Verlagsbuchhandlung selbst zu, daß der ungewöhnliche Erfolg von Wiltenbruchs „Luitows“ die Nachfrage nach der Geschichte plötzlich so sehr gesteigert habe, daß eine neue Auflage notwendig wurde. Es ist eben in den letzten vierzig Jahren in Berlin und in Deutschland ein neues Geschlecht herangewachsen, welches von der Bezwingung des märkischen Adels durch den ersten Hohenzoller doch etwas mehr erfahren möchte, als damals wissenschaftlich schien. Als Friedrich von Klöden sein Buch schrieb, wurde es ihm von einigen Forschern noch übel genommen, daß er die Luitows nicht einfach als hängenswerte Räuber hinstellte. In unseren Tagen haben es die gelehrten Berehrer der Dmastic nicht mehr nötig, als vor fünfhundert Jahren geschah und in seiner letzten Entwicklung doch zur heutigen Einheit geführt hat, durch ein Unrecht gegen den damaligen Gegner zu verteidigen. Schon Theodor Fontane hat darauf hingewiesen, daß Friedrich von Klöden (dem auch Kaumer zustimmt) mehr historischen Blick beweise als diejenigen, welche im Fechter des Mittelalters schlankweg nach dem Geiste unserer Zeit einen Dieb und Räuber sehen. Klöden hat glücklich das Tragische im Kampfe jener alten Junker erkannt und ist dadurch berufen gewesen, dem Tragödiendichter vorzuarbeiten.

General Philipp H. Sheridan: Von Gravelotte nach Paris, Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege, deutsch von Udo Brachvogel. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1889.)

Eine lezenswerte kleine Schrift, aus welcher der Civilmensch mehr über den wahren Krieg erfährt, als aus den meisten Aufzeichnungen litterarischer Schlachtenbunmler.

Durch ein Versehen des Setzers sind in der Tabelle auf S. 185 in Nr. 11 betr. den Aufsat „Adel und Bürgertum im preussischen Staatsdienst“ die Worte „Referendarien“ und „Verwaltungsgerichtsdirektoren“ vertauscht worden.

Die Tabelle giebt entsprechend berichtigt vielmehr folgendes Bild:	
Affessoren	74 Proz. bürgerl., 26 Proz. adl.,
Verwaltungsgerichts-Direktoren	73 „ „ 27 „ „
Ober-Präsidial u. Ober-Regierungsräte	65 „ „ 35 „ „
Referendarien	62 „ „ 38 „ „
Regierungs-Präsidenten	20 „ „ 80 „ „
Ober-Präsidenten	8 „ „ 92 „ „

Der Text ergibt auch an sich schon bei einem Vergleich den untergelaufenen Irrtum.